Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit fl. 6. —
Für ein halbes Jahr mit . fl. 3. —
Für ein Vierteljahr mit . . fl. 1. 30 kr.
Für einen Monat mit . . . — 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . — 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt fl. 9. —
Für ein halbes Jahr . . . fl. 5. —
Für einen Monat . . . . fl. 1. —
Für 1 Band per Tag . . . — 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 7 Uhr offen, in den Wintermonaten an Sonn- und Feiertagen von 11—1 Uhr.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

<36636599410017

Die
Braut des Armen.

Sozialer Roman

aus der Gegenwart

von

August Schrader.

In drei Bänden.

Wien.
Heinrich Spitzer.
1864.

Die

Braut des Armen.

Sozialer Roman

aus der Gegenwart

von

August Schrader.

Dritter Band.

Wien.
Heinrich Spitzer.
1864.

Erstes Capitel.

Zwei Frauen und zwei Mädchen.

Es war Sonntag. Frau Wolter und Tochter kamen aus der Kirche zurück.

Die beiden Putzmacherinnen waren einfach, aber so geschmackvoll und sauber gekleidet, daß ihre Toiletten Bewunderung erregten.

Mehr aber noch ihre Schönheit. Die Mutter, ernst, bleich und edel, erschien wie das Geheimniß eines wunderbar bewegten Lebens, das nun völlig abgeschlossen hinter ihr lag; die Tochter, rosig, blühend, ein Bild jugendlicher Heiterkeit, hoffend auf das Glück der Zukunft.

Die Leute, die mit den Putzmacherinnen in Berührung gekommen und sie oberflächlich kennen gelernt, hatten die Vergangenheit zu enträthseln versucht; aber alle Annahmen und Vermuthungen zerstoben in Nichts gegenüber der decenten Haltung und eingezogenen Lebensweise, deren sich Frau

Wolter befleißigte. Man sah sie stets bei der Arbeit; sie verließ nur dann ihre Wohnung, wenn sie die Kirche besuchen wollte.

Charlotte hatte sich einigen jungen Mädchen angeschlossen, und unter diesen vorzüglich der Tochter eines Musikers, jener Emilie, mit der sie von Zeit zu Zeit Spaziergänge unternahm.

Georg Rose wohnte in dem Hause des Musikers, eines geachteten Mannes, und hier hatte sich die Bekanntschaft der beiden jungen Leute angeknüpft.

„Charlotte," sagte die Mutter, „dort ist die Straße, in der Fräulein Louise Gerold wohnt, die gestern ihre Karte bei uns abgegeben hat. Ich habe ihr versprochen, daß Du heute kommen solltest, um die uns zugedachten Aufträge in Empfang zu nehmen.

„Es ist Sonntag, Mutter."

„Trotzdem will Dich die junge Dame empfangen, die heute den ganzen Tag zu Hause ist. Nimm die Karte, ich trage sie in meinem Portefeuille — die Adresse ist genau angegeben."

Charlotte empfing die Karte und ging.

Wir begleiten die Tochter, die bald das Haus des Meisters Gerold erreichte.

Frau Cölestine befand sich mit der Witwe Wiprecht in der Kirche; nach dem Gottesdienste machten Beide einen Spaziergang.

Der Meister selbst hatte ein Weinhaus aufgesucht, um zu frühstücken.

Eine Magd führte die Putzmacherin zu dem Fräulein vom Hause.

Louise starrte die junge Dame an, die sich als Charlotte Wolter vorstellte.

„Charlotte?“ stammelte sie überrascht.

„Ja, mein Fräulein. Die Mutter sendet mich — ich bitte um Ihre Aufträge —“

„Was für Aufträge?“

„Ich bin Putzmacherin.“

„Ah so! Ganz recht! Ich habe so Manches zu bestellen —“

Die arme Louise wußte kaum noch, was sie sprach. Wie diese Putzmacherin sah genau das Porträt aus, das sie in dem Forsthause bewunderte. Auch erinnerte sie sich, von Frau Körner den Namen Charlotte gehört zu haben.

Charlotte wußte nicht, wie sie das seltsame Benehmen des Fräuleins deuten sollte.

„Kennen Sie mich?“ fragte sie lächelnd.

„Nein, Fräulein. Mir ist nur, als ob ich eine Aehnlichkeit gesehen hätte —“

„Von mir?“

„Ja.“

„Und wo?“

„Ich erinnere mich nicht gleich,“ antwortete Louise ausweichend, die sich von der Ueberraschung erholte. „Ich bitte, begleiten Sie mich in mein Zimmer.“

Beide Mädchen befanden sich in dem traulichen Stübchen, dessen Fenster nach dem Hofe hinausgingen.

Wir erinnern daran, daß Louise sich die Züge jener Charlotte, deren Porträt in dem Forsthause hing, tief eingeprägt hatte. Den Grund, der sie dabei leitete, kennen wir. Jetzt sah sie ein Mädchen vor sich, das das Original jener Kopie zu sein schien.

Wie in der Zeit der Jugend die Mutter, so sah jetzt die Tochter aus.

Louise wußte nun zwar, daß diese Charlotte dem Maler jenes Bildes nicht gesessen haben konnte, da nach Friederike's Mittheilung seit jener Zeit manches Jahr verschwunden war; aber die täuschende Aehnlichkeit veranlaßte sie doch, Forschungen bei der Putzmacherin anzustellen, zumal da diese ein Aeußeres hatte und eine Bildung zeigte, die weit über ihren Stand hinausging.

Man verhandelte nun zunächst Geschäfts-Angelegenheiten.

Louise holte ihre Putzsachen hervor, besprach sie und machte neue Bestellungen.

Da sie fest voraussetzte, daß die Entscheidung über Alberts Herkunft bald getroffen sein würde, so wollte sie auch, von Eitelkeit getrieben, dem Stande des Bräutigams gemäß erscheinen.

Albert sollte sich seiner Braut nicht schämen. Und darum hatte sie die Geschicklichkeit und den Geschmack der ersten Putzmacherin der Stadt in Anspruch genommen.

Den Kostenpunkt brauchte sie nicht zu scheuen, da ihre Kasse gut bestellt war.

Frau Gerold obwohl geizig, hörte es gern, wenn man

die Schönheit ihrer Tochter pries und sie zu der Aristokratie des Bürgerthums zählte.

Charlotte wollte sich entfernen.

„Ich bitte, mein Fräulein, bleiben Sie noch einige Augenblicke.“

Louise lud die Putzmacherin zum Sitzen ein.

Das war dieser schon recht, da sie Aufklärung über den seltsamen Empfang erwartete.

Die Tochter des Zimmermeisters hatte die Putzmacherin schon gesehen, jetzt wußte sie also, wer die Aehnlichkeit mit dem Bilde im Forsthause sei.

Ohne den Ort und die Personen zu nennen, erzählte sie, was ihr begegnet sei.

„Mein Bild?“ rief Charlotte.

„Ja.“

„Das ist wunderbar!“

„Und das Bild ist schon alt.“

Die Putzmacherin stutzte.

„Schon alt!“ wiederholte sie flüsternd.

„Vielleicht vier- oder fünfundzwanzig Jahre.“

„Man sagt, daß ich der Mutter gleiche, als sie in meinem Alter gestanden. Es kann übrigens noch eine Person geben, deren Aehnlichkeit —“

„Wohl möglich!“ rief Louise. „Aber je länger ich Sie betrachte, mit desto größerer Gewißheit möchte ich behaupten, daß Ihre Mutter —“

„Und Sie haben das Bild gesehen?“

„Ja, Fräulein, und Sie können meine Ueberraschung ermessen, als Sie zu mir in das Zimmer traten.“

„Demnach interessirt Sie das Bild?" fragte Charlotte.

„In hohem Grade."

„Wo befindet es sich, mein Fräulein?"

„Gestatten Sie mir den Ort zu verschweigen."

Nun ward Charlotte unruhig.

Sie holte ein Medaillon hervor, das sie an einer schwarzen Schnur am Halse trug. Die Kapsel enthielt ein Miniaturgemälde auf Elfenbein.

„Ich bitte, betrachten Sie!"

Louise stieß einen Schrei aus.

„Dieselben Züge, dieselben Augen, dasselbe Haar, dasselbe Kleid!"

„Meine Mutter!" flüsterte die überraschte Charlotte.

„Nein, es unterliegt keinem Zweifel! Ich habe mir die Züge fest eingeprägt —"

Nachdem sie das Bild betrachtet hatte, gab sie es zurück.

„Mein Fräulein," begann Charlotte nach einer Pause, „ich habe Ihnen das Medaillon gezeigt, um sie in den Stand zu setzen, Vergleiche anzustellen. Mir ist bekannt, daß ein Bild meiner Mutter existirt —"

„Warten Sie! Warten Sie! Ganz recht, ich habe Ihre Mutter gestern gesehen."

„Was erregt Sie denn so, mein liebes Fräulein? Um Gotteswillen, erklären Sie sich doch!"

„Anders kommen wir auch nicht zum Ziele! Ich muß von Ihnen Näheres über das Bild erfahren."

„Auch mir liegt daran," versicherte Charlotte. „Kommen wir uns doch offen entgegen."

„I, ja! Können Sie schweigen?"

„Ich verspreche es Ihnen, mein Fräulein."

„Gut."

„Selbst meine Mutter soll keine Silbe erfahren."

„Ihnen liegt also auch daran, gewisse Aufschlüsse zu erlangen?"

„Ich will es Ihnen nur sagen! meine arme Mutter leidet — wir haben nicht immer von unserer Hände Arbeit gelebt — das Schicksal hat uns schwer heimgesucht. Weiß ich auch nicht, in wie weit Sie ein Interesse an uns nehmen, so beschwöre ich Sie doch: geben Sie mir Aufschlüsse über das Bild!"

„Setzen Sie sich zu mir — hierher, auf das Sopha!"

Charlotte kam der Aufforderung nach.

Beide Mädchen, ein reizendes Paar, saßen in dem Sopha. Sie zitterten vor Erregung.

„Mein Gott, was ist denn das?" dachte Louise. „Wenn ich hier für Albert wirken könnte!"

Die Putzmacherin, von Charakter rasch und munter, konnte kaum die Zeit erwarten, die ihr das Benehmen Louisens erklärte.

„Fassen Sie sich kurz!" bat sie mit bebender Stimme.

Ihre schönen Augen glänzten wie die einer Gazelle. Ein feines Karmin bedeckte ihre zarten Wangen. Man errieth es, daß sie geneigt war, ihr ganzes Herz auszuschütten, daß ein mächtiges Verlangen sie beseelte. Und Louise hatte ja auch einen triftigen Grund, sich frei auszusprechen. Ihr war es längst klar geworden, daß ein Schleier die Vergangenheit der Putzmacherin geheimnißvoll bedeckte.

„Soll ich nun fragen?“ begann Louise, die einen viel schwereren Stand hatte als Charlotte, denn sie mußte sich bemühen, ihre Liebe geheim zu halten.

„Fragen Sie, ich werde antworten.“

„Frei und offen?“

„Was ich weiß! Ihnen, das fühle ich, darf ich mich anvertrauen.“

Louise hielt die Hand Charlottens in der ihrigen. So fest und unbefangen, als es ihr möglich war, fragte sie:

„Haben Sie einen Bruder gehabt?“

Charlotte zuckte heftig zusammen.

„Das, das wollen Sie wissen?“ stammelte sie.

Die Tochter des Zimmermeisters wurde purpurroth.

„Ich berege ein Familiengeheimniß.“

„Das auch mir von besonderer Wichtigkeit ist,“ versicherte die Putzmacherin.

„So antworten Sie doch!“

„Aber wie können Sie wissen —“

„Antworten Sie doch!“

Charlotte sah bestürzt auf ihr Gebetbuch; es schien, als ob die Röthe ihrer Wangen sich vermindert hätte.

„Ja, ich hatte einen Bruder,“ flüsterte sie kaum hörbar.

„Haben Sie ihn gekannt?“

„Nein. Er ist früh gestorben.“

„Gestorben?“

„Die arme Mutter weint noch heute, wenn sie ihres Sohnes gedenkt.“

„Und wie hieß Ihr Bruder?“

„Ludwig Albert —“

Louise verhüllte mit einer raschen Bewegung ihr Gesicht. Sie weinte.

„Lieber Gott!“ flüsterte Charlotte. „Warum weinen Sie, mein Fräulein?“

„Nun ist's vorbei!“

Louise trocknete ihre Thränen. Dann fuhr sie fort:

„Weiß Ihre Mutter gewiß, daß Albert gestorben ist?“

Charlotte erstarrte zur Bildsäule. Diese Worte der Tochter des Zimmermeisters bewiesen, daß sie die Familiengeheimnisse der Putzmacherin genauer kannte, als irgend Jemand. Und doch war sie mit der Familie nie in Berührung gekommen. Beide Mädchen, die sich früher nur flüchtig auf der Straße gesehen, sprachen sich zum ersten Male.

„Diese Frage!“ stammelte Charlotte.

„Sie wollten offen, ganz offen sein.“

„Was veranlaßt Sie denn, mein Fräulein —“

„O zweifeln Sie nicht an der Lauterkeit meiner Gründe; ich schwöre Ihnen zu Gott, daß mich die beste Absicht und ein Interesse leiten — nicht wahr, Sie halten Albert für todt?

„Ja!“

„Ich glaube aber versichern zu können, daß er noch lebt, wenn das Bild, das ich gesehen, das Ihre Mutter ist.

Der Putzmacherin hatte sich eine so heftige Bewegung bemächtigt, daß sie einige Augenblicke nicht sprechen konnte.

„Erwarten Sie das nicht?“ fragte Louise.

„Ich will es nur gestehen: Alberts Schicksal ist in Dunkel gehüllt — meine arme Mutter trauert um ihn wie

um einen Todten. Sie klagt sich oft, wenn der Schmerz sie übermannt, der Sorglosigkeit, der Nachlässigkeit an — dann wieder hofft sie, daß Gott ihr gnädig sein, daß er ihr den Sohn noch einmal zuführen werde. Aber immer flüstert ihr die Muthlosigkeit wieder zu: Albert ist doch todt! Ich weiß so gut als Nichts über meine früheste Kindheit, den Bruder habe ich nie gesehen. — Ach, könnte ich der Mutter eine frohe Nachricht bringen, könnte ich ihr den Abend des Lebens erheitern! Aber, mein Fräulein, wie ist es möglich, daß Sie in Dinge und Verhältnisse eingeweiht sind, die meine Mutter, selbst mir gegenüber, so vorsichtig behandelt? Wie ist das möglich?"

„Sie werden bald Aufschlüsse erhalten."

„Wenn Sie sich nun täuschen?"

„Halt, da fällt mir ein Mittel ein, der Täuschung vorzubeugen. Vereinigen wir uns, das Dunkel zu erhellen. Allerdings, mein Verfahren wird nur von Voraussetzungen geleitet — aber ich muß suchen und forschen, ich darf nicht müßig bleiben, wenn ich ein Ziel erreichen will. Kommen wir uns entgegen. Die Sache ist ja so wichtig, daß kleinliche Bedenken schwinden müssen."

„Nennen Sie das Mittel!" bat Charlotte.

Louise fragte leise und verlegen:

„Kennen Sie den Fürsten von Selbach?"

Die Putzmacherin senkte bestürzt die Blicke.

„Mein Fräulein," stammelte sie, „ich muß immer mehr staunen!"

„Staunen Sie; aber helfen Sie mir auch!"

„Wie denn?"

„Kennt Ihre Mutter den Fürsten?"

„Ich vermuthe es."

„Gewiß?" rief Louise freudig.

„Meine Vermuthung kann wohl als Gewißheit gelten. Mein Fräulein," fügte Charlotte hinzu, „Sie fordern von mir, daß ich Ihnen die Geheimnisse meiner Mutter mittheile, und ich habe auch schon einen Theil davon verrathen. — Und Sie, Sie entziehen mir Ihr Vertrauen! Wir wollten uns ja entgegenkommen —"

Louise sah Charlotten in das thränenerfüllte Auge.

„Das ist wahr!" flüsterte Louise.

„Nennen Sie mir nur einen Ihrer Beweggründe —"

„Ich habe ja nur einen —"

„Und dieser ist?"

„Daß ich Albert — liebe!"

Charlotte unterdrückte den Schrei, der sich ihren Lippen entwinden wollte.

„Sie lieben ihn?"

„Ermessen Sie nun, ob ich Gründe habe —"

„Die triftigsten von der Welt."

Eine Erklärung folgte nun der andern. Louise erzählte Alles, was sie wußte. Auch Charlotte; aber diese wußte nur wenig; sie konnte nur so viel konstatiren, daß die Mutter Alles ausgeschlagen habe, was ihr von einem Fürsten von Selbach angeboten worden sei; sie wisse dies aus alten Briefen, die ihr zufällig in die Hand gekommen. Die Mutter, die sich jetzt immer noch in Schwarz kleide, habe lange getrauert und sei stets darauf bedacht gewesen, ohne fremde Beihilfe durchs Leben zu kommen. Von dem Bruder habe sie

oft gesprochen, und zwar in einer Weise, die das Schicksal des Verschollenen nicht näher erklärte. Zuweilen habe sie auch eines Zimmermannes erwähnt. —

„Wie nannte sie den Zimmermann?“ fragte Louise.

„Ich glaube Brand.“

„Er ist's! Er ist's!“

„Mein Gott!“

„Albert ist von dem Zimmerman Brand erzogen.“

„Und wo ist Albert?“

„In einem Forsthause des Fürsten.“

Louise lüftete nun den letzten Schleier, der über der verhängnißvollen Angelegenheit lag. Und sie durfte es, da Charlotte ohne Zweifel die Schwester Alberts war. Beide beschlossen, vor der Hand noch zu schweigen und Frau Wolter die gemachte Entdeckung so lange geheim zu halten, bis Ignaz erlaubte, davon zu sprechen. Die nächste Fahrt nach dem Forsthause sollte Charlotte mitmachen. Und von diesem Augenblicke an waren Beide Freundinnen. Sie blieben lange beisammen, um sich gründlich auszusprechen. Jetzt sah Charlotte den Ring an Louisens Finger. Sie betrachtete ihn erstaunt.

„Was haben Sie?“

„Die Form dieses Ringes, der Stein —“

„Kennen Sie ihn?“ fragte Louise.

„Wüßte ich nicht, daß die Mutter den ihrigen trüge, ich würde behaupten —“

„Was?“

„Daß dies derselbe sei.“

Louise erzählte offen, wie sie dazu gekommen; sie bezeichnete ihn als ihren Verlobungsring.

Charlotte ließ sich den Ring reichen.

„Kennen Sie den Mechanismus daran?"

„Nein."

„Vielleicht ist die Aehnlichkeit vollkommen."

Die Putzmacherin drückte an der Einfassung des blitzenden Steines. Die ersten Versuche lieben erfolglos. Plötzlich sprang in dem Innern eine Platte auf.

„Da! da!" rief die Putzmacherin. „Dieselbe Vorrichtung befindet sich an dem Ringe meiner Mutter. Auf der Platte steht der Name „Balduin" unter einer Fürstenkrone."

„Und hier," rief Louise, „steht „Charlotte," ebenfalls unter einer Fürstenkrone."

„Der Ring kommt von Albert?"

Louise konnte nur durch freudiges Schluchzen antworten. Endlich rief sie:

„Albert ist Ihr Bruder!"

„Und er lebt?"

„Jetzt unter der Obhut des Fürsten. Sie werden ihn bald sehen; ich nehme Sie mit mir, ich führe ihm die Schwester zu. Ach, wie sehnt er sich nach einem Namen, nach einer Familie! Und mir ist es vergönnt gewesen, die erste Entdeckung zu machen!"

„Wir sind arm," sagte Charlotte, „wir arbeiten um Geld —"

„Bin ich nicht die Braut Ihres Bruders, des Armen?"

„Seien Sie mir Freundin!" bat Charlotte.

„Nein; wir werden Schwestern sein."

„Wenn sich alle diese Zeichen aber als trügerisch erweisen?"

„Das ist nicht möglich!" rief Louise mit Bestimmtheit.

„Nehmen wir es an —"

„Wir bleiben Schwestern!"

Und die glückliche Braut umarmte die Putzmacherin, die vor Rührung und Freude laut weinte. Nun ward auch Charlotte offenherzig; sie gestand, daß sie einen jungen Mann liebe.

„Wer ist er?"

Ein Kaufmann aus der Stadt."

„Hier?"

„Ja."

„Darf man seinen Namen wissen?"

„Georg Rose."

„Nein," rief Louise, „das ist mehr als Zufall! Mir schwindelt der Kopf, ich weiß kaum noch, was ich denken soll — die Frage, ob Georg Sie liebt, ist wohl überflüssig —"

„Er liebt mich treu und wahr! Man hatte ihm ein reiches Mädchen bestimmt — er schlägt es aus!"

„Und das finde ich natürlich!"

„Aber ich mache mir doch Vorwürfe!" flüsterte Charlotte.

„Vorwürfe?"

„Ja."

„Weßhalb?"

„Georg ist ein schöner Mann; wenn das ihm bestimmte Mädchen ihn nun liebt, wenn ich, die ich dazwischen getreten,

ein Unglück angerichtet hätte — ach, es ist ein großes Unglück, ohne Hoffnung zu lieben. Dieser Gedanke, meine liebe Freundin, macht mir große Sorgen."

Louise ergriff beide Hände der Putzmacherin.

„Daß Sie so denken," sagte sie erregt, „macht Ihrem Herzen alle Ehre. Und sehen Sie, Sie haben mir ein kaum gehofftes Glück bereitet — dafür kann ich mich jetzt schon dankbar zeigen."

„Wie ist das möglich?"

„Kennen Sie Ihre vermeintliche Nebenbuhlerin?"

„Nein, Georg weigert sich, mir den Namen zu nennen. Und dieser Umstand erregt eben meine Besorgniß."

„Ich verscheuche Ihre Besorgniß durch die feste Versicherung: jenes Mädchen liebt Ihren Georg nicht."

„Wissen Sie das genau?" fragte Charlotte.

„Besser als irgend Jemand. Und wollen Sie auch den Grund kennen lernen, aus dem ihr liebenswürdiger Georg dem Mädchen gleichgiltig ist?"

„Ich bitte darum."

„Aber gleichgiltig, völlig gleichgiltig —"

„Nun?"

„Weil es Ihren Bruder Albert liebt!"

Die freudige Ueberraschung der Putzmacherin läßt sich nicht beschreiben.

„Lieben Sie Ihren Georg!" rief Louise. „Und es ist ein Glück, daß Georg Sie liebt — er findet eine reiche, reiche Entschädigung für das, was ich ihm nicht gewähren kann. Ich kenne ihn kaum, man hat mir nur von dem Pro=

jekte gesagt — machen Sie sich also keinen Vorwurf und seien Sie in der Liebe zu Georg so glücklich, als ich es in meiner Liebe zu Albert bin."

Frau Gerold, die eben eintrat, unterbrach das trauliche Gespräch.

Louise stellte die Putzmacherin der Mutter vor.

„Und Sonntags machen Sie Geschäfte?" fragte sie im Tone des Vorwurfs. „Junge Mädchen gehören in die Kirche —"

„Ich komme aus der Kirche, meine Dame! Da Fräulein Gerold die Aufträge, mit denen Sie mich beehrt, als dringend bezeichnet hatte, glaubte ich eine Pflicht zu erfüllen, wenn ich mich diesen Mittag vorstellte."

Frau Cölestine betrachtete die Putzmacherin. Die pikante Schönheit derselben erregte ihren Argwohn.

„Hast Du, Louise, Deine Bestellungen gemacht?"

„Ja, Mutter."

„So besorge den Tisch; es ist Zeit, daß wir zu Mittag essen."

Sie verließ das Zimmer und schlug heftig die Thüre zu.

Der gemeine Charakter der Frau zeigte sich bei solchen Gelegenheiten. Wenn der Groll aufkeimte, vergaß sie sich und die Frömmigkeit. Und jetzt grollte sie, daß ihre Tochter so lange bei der Putzmacherin zugebracht hatte. Man sieht, Frau Cölestine war eine Geldaristokratin.

„Die Mutter ist übler Laune," sagte Louise. „Kümmern Sie sich nicht darum. Wir bleiben Freundinnen und werden uns oft sprechen."

„Wann reisen wir nach dem Forhause?"

„Sie werden in den nächsten Tagen schon Nachricht von mir erhalten. Ich empfehle Ihnen noch einmal Vorsicht und Verschwiegenheit."

So trennten sich die jungen Mädchen.

„Gott sei Dank!" dachte Louise. „Es zeigt sich schon die Morgenröthe nach der dunkeln Nacht. Nun wird ja auch bald der helle Tag anbrechen. Mein verblendeter Vater hat die Hand nicht zu einem Morde geboten, und diese Gewißheit, die ich aus dem Forsthause mitgebracht, soll ihm bald die Ruhe zurückgeben, deren er zum Betriebe seines Geschäftes bedarf. Ach, wäre die Mutter weniger fromm, wäre sie mehr gut und genügsam."

Charlotte hatte indeß die Promenade erreicht. War es Zufall oder eine Folge vorhergegangener Verabredung — Georg Rose, der feine Kommis, kam ihr entgegen. Wie glühte sein interessantes Gesicht bei dem Erblicken der reizenden Geliebten, die, verschämt erröthend, grüßte. Bis ein Uhr blieb ihr Zeit; sie gab gern ihre Einwilligung zu dem Spaziergange, den Georg vorschlug.

Heute betrachtete sie ihn anders, das drohende Gespenst des reichen Mädchens stand nicht mehr hinter ihm.

Wir verlassen das Paar und kehren zu Frau Wolter zurück, die wir in dem Augenblicke antreffen, als sie ihre Wohnung erschließt.

Still und traurig betrat sie das Stübchen. Sie legte Hut und Shawl ab und ließ sich auf einem Stuhle nieder. Wer sie zum letzten Male gesehen, würde sie nicht für ein

Frau gehalten haben, die Hüte, Hauben und Kragen fabrizirt, um den Lebensunterhalt zu gewinnen.

Ihre ganze Erscheinung paßte wenig zu der Umgebung. Eine Dame, wie sie, gehörte in das Boudoir, in den eleganten Salon mit parkettirtem Boden.

Frau Wolter trug heute ein Kleid von schwarzem Atlas. Busen und Arme waren von weißen Spitzen umgeben. Das braune Haar, einfach gescheitelt, ward von einem silbernen Pfeile geschmückt, der in dem schweren Flechtenkranze stak. Außer kleinen Ohrringen trug sie keinen Schmuck. An ihrem Finger erglänzte jener Ring, der Zwillingsbruder von dem, der sich jetzt in dem Besitze Louisens befand.

„Heute vor fünfundzwanzig Jahren,“ flüsterte Frau Walter in Gedanken vor sich hin, „ward ich mit Balduin getraut! Heute könnte ich meine silberne Hochzeit feiern! Ach, ich feiere sie ja auf meine Weise! Allein! ganz allein! Ob Balduin wohl des ernsten und seiner Zeit glücklichen Tages gedenkt? Ein falscher Priester soll uns getraut haben — so sagt Reinhardt. Ich glaube nicht daran — freilich, fügte sie zweifelnd hinzu, den reichen und mächtigen Leuten ist ja Alles möglich. Sollte sich nicht ein feiler Mensch gefunden haben. der für Geld und eine gute Anstellung dem Förster gedient? Ach, wüßte ich nur, ob Balduin überhaupt Theil hat an dem Betruge. —

„Ich will nicht mehr darüber nachdenken. — Was nützt es auch? Ob ich betrogen bin oder nicht — mein Ehebund ist längst gelöst, und doch feiere ich die silberne Hochzeit! Ich habe ihn recht geliebt, ich habe ihm Alles gegeben — mein Herz und meine Ehre! Ach, er trägt wohl

nicht die Schuld an dem Jammer, den ich gelitten; sogenannte höhere Rücksichten müssen ihn wohl gezwungen haben. — Ach, er hat mich dennoch getäuscht! Balduin Haak war nicht sein Name, der Stand des Forstmanns war nicht sein Stand. Gott verzeihe ihm, ich habe ihm längst verziehen! Wüßte ich nur, ob er in der Ehe mit der hohen Dame glücklich wäre. Dann freilich muß er mich vergessen haben! Vergessen, vergessen! O, welch ein furchtbares Wort!"

Sie regte sich nicht mehr; ihre weißen Hände lagen schlaff auf dem schwarzen Atlas, der in reichen Falten den schönen Körper umgab. Die Erinnerung erpreßte ihr Thränen. So feierte die einem Fürsten angetraute Frau ihre silberne Hochzeit. Und sie durfte nicht einmal der Tochter sagen: heute vor fünfundzwanzig Jahren ward ich Deinem Vater angetraut!

Da ward an die Thür geklopft, an die kleine, niedere Thür.

Frau Wolter erschrak. Sie dachte an den Intendanten, an den fürchterlichen Mann, der sie zur Verbrecherin stempeln wollte. Kundschaft durfte sie heute nicht erwarten. —

Es klopfte noch einmal.

Frau Wolter, fest entschlossen, den Intendanten zurückzuweisen, forderte zum Eintreten auf. Die Thür ward geöffnet, und eine Dame erschien, eine schöne imposante Gestalt. Auch diese Dame war ungewöhnlich bleich und einfach in Schwarz gekleidet. Erstaunt betrachtete sie die Putzmacherin, die sich grüßend verneigte.

„Ich suche Frau Wolter!" begann mit erregter Stimme die Fremde.

„Sie hat die Ehre, vor Ihnen zu stehen.“

Und die Putzmacherin verneigte sich zum zweiten Male.

„Womit kann ich der verehrten Dame dienen,“ fügte sie hinzu, und zwar in dem unterthänigen Tone der Geschäftsleute, deren Existenz von der Kundschaft abhängt.

„Ich komme nicht, um zu kaufen —“

„Was sonst führt Sie zu mir?“

„Sie kennen mich nicht —“

Frau Wolter betrachtete einige Augenblicke die Dame, als ob sie in ihrem Gedächtnisse forschte.

„Nein, meine Dame, ich habe nicht die Ehre —“

„Sie aber sind Frau Charlotte Wolter; ja, Sie müssen es sein. — So habe ich Sie mir gedacht —“

Die Putzmacherin trat überrascht zurück.

„Ich lese es in Ihren Zügen, meine Dame, daß Sie mir ein großes Interesse widmen — und gerade heute, heute —“

„Ich bin die Fürstin Benigna Selbach!“

„Die Fürstin!“ wiederholte flüsternd Charlotte, die sich mit der Hand auf den Tisch stützen mußte.

Sie sah heute zum ersten Male die Frau, wegen der sie für das ganze Leben unglücklich geworden war. Und diese Frau trauerte.

„Sie müssen mich für Ihre Feindin halten,“ begann nach einer Pause huldvoll die Dame; „ich bin es nicht, ich komme in der besten Absicht — Sie werden, wenn Sie mich ruhig anhören, bald davon überzeugt sein. Und wir werden uns verständigen — es gilt das Glück eines Mannes, der uns Beiden —“

„Ich bitte, gnädige Frau, gehen Sie nicht weiter ohne mir zuvor zu sagen, von wem Sie sprechen!“ sagte Frau Wolter, die sich von der ersten Bestürzung erholt hatte.

„Errathen Sie es denn nicht? Flüstert Ihnen keine Stimme zu, daß Fürst Balduin der Mann ist, an dessen Schicksal das unserige gebunden —“

Charlotte lächelte verwundert.

„Sie sprechen so seltsam, gnädige Fürstin, daß ich Ihre Worte nicht zu deuten weiß.“

„In diesem Falle stehe ich nicht der Tochter des braven Hauptmanns Wolter gegenüber.“

„Mein Vater war der Hauptmann Wolter —“

„Und Sie sind Charlotte —“

„Ich bin Charlotte, seine einzige Tochter.“

„Dann müssen Sie mich verstehen! Ich will Ihren Stolz nicht beleidigen, den Sie so schön durch edle Selbstverleugnung darthun — ich erkenne ihn mit der Achtung an, die ich vor der Dulderin hege —“

„Kennen Sie mich denn?“ fragte Charlotte, deren Mißtrauen seit dem Besuche des Intendanten von Neuem erwacht war. „Oder richtiger: kennt die hohe Dame das Leben einer armen Frau, die sich in der niedern Sphäre der menschlichen Gesellschaft bewegt? Ich halte es kaum für möglich, daß mehr als mein Name in die Säle Ihrer Schlösser gedrungen sein kann.“

„Sie irren!“ rief die Fürstin. „Ich kenne ganz das traurige Geschick, das schwer auf ihrem Haupte lastet. Und wäre es mir früher bekannt gewesen, es stünde wohl heute anders mit Ihnen. Sie haben Recht, wenn Sie mir nicht

sofort Ihr Vertrauen schenken; die in ihren heiligsten Gefühlen getäuschte Frau hat wohl Grund, den bittersten Argwohn zu hegen. So will ich mir denn Ihr Vertrauen verdienen."

„Mein Vertrauen, gnädigste Frau? Bedürfen Sie denn dessen, um als Fürstin von Selbach —"

„Die Fürstin, Frau Wolter, ist noch unglücklicher als Sie es sind. Der Glanz, der mich umgibt, erhöht die Pein meines Herzens — doch trage ich sie geduldig, mein zertretenes Leben kann nie wieder zu frischer Kraft erstehen. In dieser Erkenntniß suche ich auch keine Hilfe für mich; ich besitze, wie Sie, den Muth, auf das Glück der Liebe zu verzichten. Aber ich flehe zu Ihnen — für Balduin!"

„Gnädigste Frau!"

„Der Fürst liebt nicht mich —"

„Um Gottes Willen!"

„Er hat mich nie geliebt!"

Charlotte bebte.

„Warum klagen Sie das mir?"

„Weil das Glück des armen Mannes von Ihnen abhängt."

„Von mir?"

„In Ihrer Hand liegt es, das Leiden des armen Fürsten und das meinige abzukürzen. Sie haben ihn wahrhaft geliebt, nicht seines Ranges sondern seiner Vorzüge wegen, Sie haben dem schlichten Forstmann, nicht dem hochgestellten Fürsten die Hand gereicht. Und Balduin, der in romantischer Schwärmerei sich der nach seiner Meinung unschuldigen, harmlosen List bediente, von der Wahrhaftigkeit Ihrer Gefühle

Beweise zu erlangen, indem er seinen Stand verläugnete, Balduin verdient es nicht, daß Sie ihn der Treulosigkeit und des Verrathes anklagen. Er hat aus Schwäche, nicht aus Vorsatz gefehlt — nein, ich wage es kühn zu bebaupten, ich, die ich ihn kenne, er hat aus Liebe zu Ihnen gefehlt. Sie werden fragen, hat er auch aus Liebe sich von Ihnen abgewendet? Ich antworte darauf: man hat ihn auf unerhörte Weise betrogen. Und diesem Betruge bin auch ich zum Opfer gefallen.

„Der Fürst hat die nach seiner Meinung treulose Charlotte vergessen wollen, und da man ihm Beweise brachte, daß seine erste Trauung von einem falschen Priester vollzogen worden — man spiegelte ihm vor, es sei dies zu seinem Glücke geschehen — da pries er die Vorsorge seines treuen Dieners, denn sie machte es ihm möglich, eine neue Verbindung einzugehen, die er seinem Lande schuldig zu sein glaubte.

„Ich war die Erwählte, die ich den Fürsten längst hoch schätzte. Ich reichte ihm die Hand mit dem festen Entschlusse, ihn so glücklich zu machen, als eine liebende und verehrende Frau es nur immer vermochte. Die zwingenden Konvenienzen Ihnen zu schildern, erlassen Sie mir. Bald begriff ich, daß an dem Herzen meines Gemals ein tiefes Leiden nagte. Er verschwieg es mir; trotzdem mußte ich ihn um so mehr lieben.

„Anfangs nahm er meine Sorgfalt an; später wies er sie zurück — das furchtbare Leid, das er für sich allein trug, schwächte nach und nach seine Geisteskraft. — Ihnen kann, Ihnen muß ich sagen, was wir der Welt verheimlicht

haben: Fürst Balduin ward irrsinnig! Er konnte seine Charlotte nicht vergessen!“

Charlotte bedeckte mit den zitternden Händen das Gesicht. Ein furchtbares Weh durchbebte ihr Herz.

„Schonen Sie mich, gnädige Frau!“ stammelte sie, bleich wie der Tod. „Das ist zu viel!“

„Auch ich erlag,“ fügte die Fürstin weinend hinzu, „ich sah den Dulder, und konnte ihm nicht Hilfe bringen. Die zarte Sorgfalt der Gattin, die er nicht erwidern konnte, trieb ihn zur Verzweiflung, raubte ihm endlich den Verstand. Er wandte sich von mir ab und überließ sich den seltsamsten Beschäftigungen. Derselbe Bösewicht, der ihm die falsche Trauung hatte vorspiegeln lassen, schreckte ihn nun mit dem furchtbaren Worte „Doppelehe!“ Es bedurfte langer, langer Jahre, ehe wir die Fäden der gräßlichen Intrigue entwirren konnten. Die letzten Wochen erst brachten mir Gewißheit, daß ich in den Stand gesetzt ward, handelnd aufzutreten.“

„Und wer, gnädige Frau, gab Ihnen diese Gewißheit?“

„Balduin selbst. Ich bildete mir ein Ganzes aus seinen verworrenen Reden und demnach forschte ich mit Hilfe meines Bruders Ignaz, der Sie beobachtete. Wir erfuhren Ihr Schicksal und Ihre heroische Ergebung. Wir wissen auch, daß Reinhardt Ihnen droht. — Wir wissen Alles! Ich wagte es, Balduin zu sagen: Beruhige Dich, Charlotte lebt, sie ist Dir stets treu geblieben, man hat Dich betrogen, ich selbst führe Dir die erste Liebe wieder zu, daß Du glücklich werdest; betrachte mich als die Fürstin, als Deine Schwester—“

Thränen erstickten die Stimme Benigna's.

Nach einer Pause fügte sie hinzu:

„Vereinigen Sie sich mit mir zum Glücke des Mannes, den wir Beide lieben! Wir Beide sind ihm ja angetraut."

Charlotte sah erstaunt die Fürstin an.

Sie wußte nicht, ob sie den Worten glauben sollte, die sie soeben gehört hatte. War sie doch zu arg hintergangen, zu bitter getäuscht worden. Aber die Fürstin weinte, war so erregt, daß die Gemüthsbewegung wahrlich keine erkünstelte sein konnte. Und wie bleich, wie leidend sah die Dame aus. Das war keine Verstellung!

Würde die hohe Frau außerdem in die bescheidene Wohnung der Putzmacherin hinabgestiegen sein, würde sie diese innige, fast demüthige Bitte ausgesprochen haben, wenn sie nicht aufrichtig das Wohl des Fürsten gewollt hätte? Würde sie gerade zu ihr, zu Charlotten, gekommen sein, wenn dies zum Glücke Balduin's nicht erforderlich gewesen wäre? Das offene Bekenntniß, unter Thränen abgelegt, trug wahrlich den Stempel der Wahrheit. Daß die Fürstin wirklich vor ihr stand, konnte sie ebenfalls nicht bezweifeln, denn Charlotte hatte das Portrait der Dame schon gesehen.

„Mein Gott!" rief sie aus.

„Was ist Ihnen, Frau Wolter?"

„Ich bin meiner Sinne kaum mächtig —"

Charlotte holte einen Stuhl heran.

„Ach ja," flüsterte die Fürstin, „ich bin wirklich erschöpft —"

Sie ließ sich nieder.

Die Putzmacherin blieb ehrerbietig vor ihr stehen.

„Gnädigste Frau," begann sie, „es könnte sich Niemand wundern, wenn ich die Anträge, von welcher Seite her sie mir auch kommen mögen, mit Mißtrauen aufnehme."

„Gewiß! Gewiß!"

„Ich habe zu traurige Erfahrungen gemacht."

„Fordern Sie Beweise —"

„Nein!" rief Charlotte würdevoll. „Die Fürstin, die selbst zu mir kommt, zu der armen Putzmacherin, kann nicht eine Intrigue beabsichtigen, die sie in den Augen die Welt kompromittirt. Ich lese es in Ihren Zügen: Sie haben lange und viel gelitten, wie ich. Nicht die Fünstin ist bei der armen Arbeiterin — die Frau ist bei der Frau! Die Unglückliche bei der Unglücklichen! Auf Ihrem Haupte lastet das Geschick nicht minder schwer als auf dem meinigen. Und Beide, ich kann es wohl behaupten, sind wir schuldlos an dem, was uns betroffen."

„O, sprechen Sie als Frau zu der Frau!" bat Benigna.

„Das will ich!" sagte Charlotte schmerzlich lächelnd. „Der Fürstin habe ich Nichts anzuvertrauen; wohl aber viel der Gattin Balduins. Heute sind es fünfundzwanzig Jahre, daß ich mit dem Manne, der mir treue Liebe zugeschworen, ehelich verbunden ward. Die stillen Räume des Forsthauses waren die Kirche — sie sahen auch das unbeschreibliche Glück des jungen Paares. Ich übergehe die Wandlungen dieses Glücks, da sie Ihnen bekannt zu sein scheinen."

Benigna nickte, daß es so sei.

Charlotte schöpfte tief Athem, dann fuhr sie ruhig fort:

„Dort saß ich, über die Bedeutung des heutigen Tages nachdenkend. Ein Vierteljahrhundert liegt hinter mir, der in der Schule des Elends gereiften Frau. Wäre ich glücklich gewesen, so müßte heute ein Silberkranz mir das Haupt schmücken — es ist mit Jammer und Schande beladen. O, daß ich so den Tag erleben mußte!

„Wie oft habe ich an den Tod gedacht, wie oft hat die Hand gezuckt, die das Leben mir abschneiden sollte — da stand aber mein Kind vor mir, das ohne mich dem Untergange geweiht gewesen wäre — Muth, Gottvertrauen und Mutterliebe machten es mir möglich, den Kampf mit dem Jammerleben fortzusetzen.

„Vielleicht hätte ein Wort genügt, mir Schutz vor materiellen Sorgen zu erwirken — der Stolz verbot es mir, dieses Wort da auszusprechen, wo es gehört werden mußte. Ach, ich habe gekämpft wie eine Verzweifelnde, und wenn die Noth am höchsten war, wenn ich nicht wußte, woher ich Brod für den andern Tag nehmen solle, dann stieg wohl der Gedanke in mir auf „Balduin hat die Pflicht für seine Tochter zu sorgen;“ aber auch diesen Gedanken verscheuchte ich, denn ich sagte mir, Balduin hält Dich für schuldig.

„Ich liebte ihn noch immer, ich wollte sein Glück nicht zerstören, das er in der Ehe mit der geliebten und gepriesenen Fürstin fand. Ich konnte nicht auftreten und sagen: hier ist die erste Gattin des Landesherrn, der in einer Doppelehe lebt! Und würde man mich nicht als eine Wahnsinnige verlacht haben? Wo waren Zeugen, wo war der Trauschein des Pfarrers? Ich schwieg, begrub mich in die Einsamkeit, arbeitete und erzog mein Kind, meine einzige Freude, meinen

einzigen Trost. Jahrelang habe ich bei einer armen Verwandten auf dem Lande gelebt. Als diese starb, zog ich in die Stadt und führte den Namen meines Vaters, hoffend, daß die altgewordene Frau nicht mehr zu erkennen sein würde. Mit der Vergangenheit hatte ich abgeschlossen. Seit zwei Jahren bin ich hier. Vor einiger Zeit kam Reinhardt —"

„Ich weiß es. Was wollte er?"

„Der furchtbare Mann sprach von Trauung durch einen falschen Priester —"

„O, der Bösewicht!"

„Er behauptete, auch Balduin sei betrogen."

„Ja, er ist betrogen, aber auf andere Weise."

„Ich sei nicht gebunden."

„Der Schändliche!"

„Dann bewarb er sich um meine Hand!"

„O," rief die Fürstin, „ich fange an den schrecklichen Plan zu durchschauen!"

„Reinhardt drohte mir, im Falle ich ihn abwiese, mich als Kindesmörderin zu denunziren."

„Zur Abwehr dieses Angriffs, wenn er erfolgen sollte, liefere ich Ihnen die Waffen."

„Ich fürchte ihn nicht," sagte Charlotte ruhig; „mein Gewissen ist rein wie Gottes Sonne. Was ich gelitten, als man mir den Knaben geraubt hatte, vermag ich nicht zu schildern. Ich war dem Wahnsinne nahe."

„Welche Antwort haben Sie dem würdigen Intendanten gegeben?"

„Daß er nie wieder meine Schwelle betreten solle."

„Reinhardt ist das Werkzeug des Prinzen Ewald."

„Dessen bin ich gewiß!"

„Und Ewald verfolgt Sie, denn es war von Anfang an sein Bestreben, Sie Balduin zu entreißen. Das Unheil, das Sie und mich betroffen, ist von ihm ausgegangen. Ewald, der nach der Regierung über das kleine Fürstenthum strebt, ist mein gehässigster Feind —"

„O, mein Gott!" rief Charlotte.

„Gedenken wir jetzt der Mittel zu unserer Sicherstellung," sagte die Fürstin. „Sind wir doch beide gleich bedroht von einem Manne, der uns sehr gefährlich werden kann, der Balduin zu vernichten strebt. — Der Bruder den Bruder! O, der Gedanke ist zu schrecklich!"

Benigna schwieg; der Schmerz schloß ihr die bebenden Lippen.

Charlotte mußte sich bekennen, daß die Situation ernster sei, als sie geglaubt hatte. Mißtrauen gegen die Fürstin hegte sie nicht mehr; die klare Darlegung der Dinge bewies eine Offenheit, die sich füglich nicht in Zweifel ziehen ließ.

„Was ist zu thun?" fragte sie flüsternd.

„Wir müssen zunächst dem Fürsten völlige Gemüthsruhe zurückgeben."

„Aber wie?"

„Von Ihrer Treue habe ich ihn überzeugt."

„Sie selbst, gnädige Frau!"

„Ich beweise, daß ich aus Liebe entsagen kann. Es gibt kein anderes Mittel, den großen Zweck zu erreichen, als daß Sie dem Manne, der Sie liebt, für die Zukunft ange-

hören. Sie sind ihm angetraut — beben Sie nicht zurück! Der Fall ist selten, wunderbar."

„Sie haben nicht reiflich überlegt!" flüsterte Charlotte zitternd.

„O, meine Vorschläge sind die Frucht reiflichen Nachdenkens! Ich habe den Muth zu entsagen," rief Benigna würdevoll; „fehlt Ihnen der Muth, ein Glück zu empfangen, das Ihnen gebührt?"

„Das mir gebührt!" flüsterte Charlotte schmerzlich.

„Sie, die arme Dulderin, haben es wohl verdient! Erheben wir uns über die gewöhnlichen Frauen! Wir sind nicht Rivalinnen — die Bezeichnung paßt nicht für uns — wir reichen uns die Hand, um gemeinschaftlich ein gutes Werk zu fördern. Jede von uns trägt nach ihrem Vermögen dazu bei."

Charlotte schwieg immer noch.

Da fragte die Fürstin:

„Ist Ihre Liebe zu Balduin erloschen?"

Sie hatte zitternd und ängstlich gefragt.

„Lassen Sie mich nicht in Ungewißheit!" bat Benigna. „Man könnte sich nicht wundern, wenn nach den schrecklichen Vorgängen eine Indifferenz eingetreten wäre — oder fürchten Sie eine offene Erklärung mir gegenüber —"

„Ich fürchte Nichts mehr!" rief Charlotte.

„Wahrhaftig?"

„Aber ich staune Sie an. ich bewundere Ihren Muth!"

„Lieben Sie Balduin noch?" wiederholte bebend die Fürstin.

„Und wenn ich es verneinen müßte —"

„Dann wäre die schönste Hoffnung meines Lebens zertrümmert. — Ueber Balduins Geist lagerte sich von Neuem die tiefe Nacht der Schwermuth!“

Charlotte weinte.

„Habe ich Ihnen den schwer errungenen Seelenfrieden gestört,“ flüsterte traurig die edle Fürstin, „dann verzeihen Sie es meinem glühenden Wunsche, einen armen Mann zu beglücken. Aber noch einmal beschwöre ich Sie: Fragen Sie Ihr Herz, bedenken Sie das Leiden dessen, der Sie immer noch liebt — erinnern Sie sich des Schwures, den Sie ihm geleistet — vergessen Sie Ihre Kinder nicht!“

„Meine Kinder! Meine Kinder!“ stammelte Charlotte.

„Geben Sie ihnen den Vater zurück!“

Charlotte warf sich zu den Füßen der Fürstin nieder.

„Ich kann die Maske der Gleichgiltigkeit nicht länger tragen — nehmen Sie mich hin, gnädige Frau, verwenden Sie mich zu Balduin's Glücke — ich vertraue Ihnen wie meiner zweiten Vorsehung!“

Benigna küßte die Stirn der bleichen Frau.

„Ich hatte auch noch einen Sohn!“ stammelte in schmerzlicher Erregung die arme Mutter. „Man hat ihn mir geraubt — Balduin, im Zorn, hat den Befehl dazu ertheilt —“

„Man hat Sie getäuscht! Sie haben wahrlich mehr gelitten als Balduin, dem man einzureden gesucht: Charlotte habe das zarte Kind in den Abgrund geschleudert. O, die Intrigue ist zu heillos, zu raffinirt, als daß sie sich leicht durchschauen ließe. Sie werden von Balduin alles das erfahren, was zur völligen Aufklärung noch nöthig. Er muß, er will

Sie sehen und sprechen. — Für heute kann ich Ihnen sagen: wir haben gegründete Hoffnung, Ihren Sohn zu entdecken."

„Heiliger Gott!"

„Daß Albert noch lebt, ist gewiß!"

Charlotte starrte die Fürstin an.

„Mein Sohn lebt!" flüsterte sie wie eine Wahnwitzige. „Habe ich denn auch recht gehört?"

„Ja, ja!"

„Die Beweise dafür —"

„Müssen Sie beschaffen helfen."

„Wie, aber wie?"

„Sprechen Sie zuvor Balduin!"

„Wann?"

„Ich komme, um Sie zu holen."

„Bald, recht bald!"

„Es bedarf noch einiger Vorbereitungen."

„Sehen Sie denn die Angst nicht, die mich verzehrt? Haben Sie Mitleiden, gnädige Frau, mit der Sehnsucht einer Mutter! Jahrelang habe ich um den Sohn getrauert, das Ebenbild Balduin's!"

„Wir müssen Vorsicht anwenden. — Antworten Sie mir —"

„Was wollen Sie wissen?"

„Erinnern Sie sich eines Zeichens, an dem Ihr Sohn zu erkennen?"

„Eines Zeichens?" fragte die verwirrte Charlotte.

„Das ihn von anderen jungen Männern unverkennbar unterscheidet —"

Charlotte legte die Hände an die Stirn.

„Ganz recht!“ flüsterte sie. „Ich erinnere mich jetzt.— Wir scherzten mit dem Knaben, als er kaum zwei Jahre zählte. — Der Lieblingshund des Fürsten, ein sonst gutes Thier, sprang an uns empor — er biß den Knaben in den Finger der linken Hand — der Finger ist ungelenk geblieben, da nach dem Ausspruche des Arztes die zarte Flechse zerrissen — auch sieht man an derselben Hand zwei Narben — die Bißwunden des Hundes, den Balduin sofort mit dem Hirschfänger erschlug — das Zeichen ist untrüglich. — Betrachten Sie Alberts linke Hand —“

„Das genügt! Erinnern Sie Balduin an diese Szene, die Sie mir soeben geschildert; er hat zu uns nie davon gesprochen.“

In diesem Augenblicke hörte man die Hausthür öffnen und Schritte auf dem Vorplatze.

„Meine Tochter kommt!“

Die Mutter erhob sich.

„Fassen Sie sich!“ bat die Fürstin. „Sorgen Sie dafür, daß ich jetzt noch nicht erkannt werde. Wir erreichen um so sicherer das Ziel, wenn wir vorsichtig handeln. Prinz Ewald ist unser Feind!“

Charlotte, die Tochter der Putzmacherin, trat ein; sie grüßte die fremde Dame mit der ihr eigenen Grazie der Anmuth.

„Meine Tochter!“ sagte Frau Wolter, vorstellend.

Benigna sprach von Geschäften und ließ sich alle vorräthigen Artikel vorlegen. Charlotte zeigte sich bei dieser Gelegenheit als eine gewandte Verkäuferin; sie pries die Ele-

ganz ihrer Arbeit und die Güte der dazu verwendeten Stoffe. Benigna mußte lächeln.

„Ich bin Kennerin, mein Kind!“ sagte sie mild. „Darum komme ich zu Ihnen. Schreiben Sie mir die Rechnung über alle jene Hüte und Hauben, die in dem Schranke sich befinden.“

„Ueber alle?“

„Ohne Ausnahme. Ich bedarf Ihres Vorrathes zur Komplettirung meines Lagers.“

„Ah, Madame ist Putzmacherin?“

„Nein, Modewaarenhändlerin. Ihre Solidität ist bekannt, darum feilsche ich nicht. Ich bitte Sie nur, die Artikel sorgfältig zu verpacken, damit sie unbeschädigt in mein Magazin kommen. Nach einer Stunde wird ein Bote hier sein, der die Waaren empfängt und Zahlung leistet. Die Frau Mutter weiß schon, daß ich großen Bedarf habe.“

Das frohe Erstaunen Charlottens läßt sich nicht beschreiben. Sie begann sofort die Arbeit des Einpackens. Frau Wolter begleitete die Fürstin auf den Vorsaal. „Ich danke Ihnen,“ flüsterte Benigna empfindungsvoll; „es wird Alles gut werden. Schon in den nächsten Tagen hören Sie von mir. Bleiben Sie Ihrem Vorsatze getreu!“

Frau Wolter versicherte es durch einen Händedruck; ihr Herz war zu voll, sie konnte nicht sprechen. Feuchten Blicks sah sie der Dame nach, die einen Fiaker bestieg und abfuhr.

„So feiere ich den Tag meiner silbernen Hochzeit!“ dachte Sie. „Das ist eine Ueberraschung, die ich kaum für möglich gehalten. Ich soll meinen Sohn und Balduin wiedersehen! Kann ich auch dem geliebten Manne nicht ange-

hören, so will ich doch nach Kräften zu seinem Glücke beitragen. Die Fürstin ist eine edle, eine hochherzige Frau — ich werde ihr nicht nachstehen."

Sie ging in das Stübchen zurück.

Charlotte, die eifrig packte, wollte Näheres über die Käuferin wissen.

„Ich kenne sie nicht," antwortete die Mutter. „Es kann uns auch wenig kümmern, wer sie ist und woher sie kommt, wenn sie nur die Rechnung bezahlt."

Diese Unwahrheit auszusprechen fiel der armen Frau Wolter schwer; aber sie hatte den Muth dazu, weil sie ein gutes Werk fördern helfen wollte. Die Liebe war in ihrem Herzen nicht erloschen und jetzt, da sie das Unglück Balduins erfahren, war sie mehr als je zum Verzeihen geneigt. Hätte sie noch schwanken können, die Hoffnung auf das Wiederfinden des Sohnes würde ihren Entschluß festgestellt haben. — Nun erst bereitete sie ein einfaches Mitagsmahl. Als sie die Speisen auftrug, hatte Charlotte ihre Arbeit vollendet. Die Kartons standen bereit, die Rechnung war geschrieben.

„Mutter," rief das fröhliche Mädchen, „rathe, wie hoch die Totalsumme ist!"

„Nun?"

„Einhundert und zwanzig Thaler! So viel haben wir noch nie beisammen gehabt. Du siehst, unsere Verhältnisse bessern sich. Nun sei aber auch nicht traurig, Mütterchen; wir bezahlen die Schulden, die uns so große Sorgen gemacht, und leben fortan unabhängig. Auch können wir unserem Geschäfte eine größere Ausdehnung geben, können Ar-

beiterinnen anstellen, die unter meiner Leitung die erhaltenen Aufträge ausführen und Vorrath für das Lager schaffen. Unsere jetzige Wohnung verlassen wir, sie ist zu klein. — Du wirst ein eigenes Zimmer erhalten, nicht mehr arbeiten und ganz Deiner Neigung leben. Das will ich, Deine Tochter."

Charlotte umarmte und küßte die Mutter, die unter Thränen lächelte. Beide setzten sich zu Tische. Die Tochter erzählte von der Aufnahme, die sie bei der reichen Louise Gerold gefunden und rühmte sich mit Stolz, die Freundin des reichen Bürgermädchens geworden zu sein.

„Louise wird uns, ich werde Louisen besuchen," fügte sie hinzu. „Schon für die nächsten Tage haben wir eine kleine Landpartie verabredet, zu der Du mir Deine Einwilligung nicht versagen wirst. Ich komme da zu Leuten in Beziehung, die uns gewiß von großem Vortheil sein können."

Durch diese Ankündigung glaubte Charlotte die Einleitung zu dem bevorstehenden Besuche des Bruders gemacht zu haben. Weiter sprach sie sich darüber nicht aus, sie wollte dann erst den Schleier ganz sinken lassen, wenn sie sich von der Identität Albert's überzeugt hatte. In ihrem Köpfchen sah es wunderlich aus. Ein Plan zur Beglückung der Mutter jagte den andern, und daß sie selbst ihre Liebe nicht vergaß, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Sie sah im Geiste schon Georg Rose, wie er als Kaufmann das ausgebreitete Geschäft leitete und Waaren aus allen großen Städten Europas bezog. Die vornehme Welt tummelte sich in ihrem Gewölbe und brachte Geld über Geld. Es schien ihr sehr leicht, eine bereits bestehende große Firma zu überflügeln, bei deren Anblicke sie oft geseufzt hatte.

Kaum hatte Frau Wolter den Tisch geräumt, als ein langer Mann in schlichten Civilkleidern sich meldete. Er verlangte die Rechnung über die Waaren, die „Madame“ eingekauft. Charlotte überreichte die Rechnung.

„Einhundertzwanzig Thaler?“ fragte der Mann, der kein Anderer als der lange Josef war.

„Ja!“ antwortete Charlotte. „Ich habe die billigsten Preise notirt. Wir handeln stets reell —“

„Daran zweifle ich nicht! Madame hat auf eine größere Summe gerechnet.“

Josef zahlte die Summe in Banknoten auf den Tisch. Auf sein Ansuchen zählte Charlotte nach.

„Ganz richtig!“ rief sie froh erregt. „Und hier stehen die Waaren.“

„Man wird sie morgen abholen lassen.“

„Warum heute nicht?“

„Weil es Sonntag ist, Fräulein. Sorgen Sie nicht, wir kommen schon zu unseren Waaren!“

Josef verneigte sich tief und ging. Frau Wolter begriff, daß man ihr auf zarte Weise eine Unterstützung zukommen lassen mochte. Um die Freude Charlottens nicht zu zerstören, schwieg sie darüber. Am späten Nachmittage machten Mutter und Tochter einen Spaziergang. Abends saß Frau Wolter still in ihrem Stübchen; sie dachte über die wunderbaren Wandlungen ihres Lebens nach und bat den Himmel, daß er ihr den Sohn wiederschenken möge. Das war der Tag der silbernen Hochzeit einer armen Frau, die mit einem Fürsten vermählt war.

Zweites Capitel.

Herr und Diener.

Prinz Ewald wohnte seit acht Tagen auf der Zuckerfabrik. Er kümmerte sich wenig um den Geschäftsbetrieb und lebte nur seinen Gewohnheiten und Vergnügungen. Reinhardt, der Intendant, war ihm Alles; dieser Mann vermittelte die Geschäfte und Lustbarkeiten seines Herrn, der von dem Diener bereits so abhängig geworden war, daß man Reinhardt füglich den Herrn nennen konnte.

Ewald hatte um acht Uhr Morgens das Bett verlassen. Bis neun Uhr brachte er im Bade zu und gegen zehn Uhr hatte er seine Toilette vollendet. Nun erst war er so weit hergestellt, daß er frühstücken und sich mit seinem Faktotum unterhalten konnte.

Der Intendant, schwarz gekleidet wie stets, trat in das prachtvolle Zimmer.

Der Prinz aß weiche Eier und trank Chokolade. Er

sah diesen Morgen frischer aus als sonst. Der Kammerdiener, der zugleich den Dienst des Barbiers und Friseurs versah, hatte das abgelebte Männlein vortrefflich zugestutzt. Wangen und Kinn desselben waren glatt rasirt und die braune Perrücke, ein Pariser Meisterstück, kräuselte sich zu glänzenden Locken. Die blendend weiße Wäsche des gnädigen Herrn, der der Welt so überaus nützlich war, duftete nach den feinsten Odeurs. Er trug heute sogar goldene Sporen. Daß die hageren Finger von kostbaren Ringen strotzten, versteht sich von selbst.

Ewald ließ den aufwartenden Diener gehen.

Dann bezeichnete er mit der Hand einen Stuhl, auf dem sich der Intendant niederließ. Es war dieß das Zeichen dafür, daß eine längere Unterredung über wichtige Dinge stattfinden sollte.

„Ich höre, Reinhardt!“ rief der Prinz, nachdem er die schmalen Lippen getrocknet hatte.

„Darf ich von dem Zimmergesellen sprechen?“

„Natürlich.“

„Fritz Blei ist todt.“

„Der Förster ist ein verwegener Mensch!“ rief zornig der gnädige Herr.

„Nicht der Förster —“

„Wer, wer hat geschossen? Sagten Sie nicht, daß man Schüsse gehört habe?“

„Allerdings! Wie Sie sich erregen, gnädiger Herr — bitte, bleiben Sie doch ruhig! Die ganze Angelegenheit bedeutet so wenig, daß wir —“

„Ich habe dem Förster doch zu erkennen gegeben —“

„Unser Mann ist von den Hunden zerrissen; er hat sich albern benommen. Gleichviel, was geschehen, läßt sich nicht ändern. Da Blei todt in die Hände des Försters gelangt ist, haben wir Verrath nicht zu fürchten. Ein Todter kann bekanntlich nicht reden. Die Papiere, die er bei sich trug, deuten einen ganz anderen Mann an.

„Die Sache ist abgethan. Gerold ist verschwiegen, ihn haben wir nicht zu fürchten. Mit der Nachricht von dem Tode des Zimmergesellen habe ich aber auch die von dem Leben Albert's erhalten. Es ist außer Zweifel: der Sohn der Putzmacherin hat dem Kanale zu entkommen gewußt. Sie sehen, gnädigster Herr, daß die feinste Spekulation oft an Kleinigkeiten scheitert, die das schärfste Auge nicht voraussieht."

„Reinhardt," flüsterte Ewald, „beseitigen Sie den Menschen! Ist sein Tod konstatirt, so fällt das Jagdschloß mit allem Zubehör an mich. Mein verrückter Bruder hat es einmal so angeordnet. — Ich muß die schöne Besitzung haben und Sie erhalten die Zuckerfabrik."

Reinhardt rückte dem Tische näher.

„Gnädigster Herr," flüsterte er, „ich habe nachgedacht."

„Gut."

„Und da bin ich zu einem Resultate gelangt —"

„Sprechen Sie sich offen aus."

„Wenn Sie darthun, daß Ihr Bruder geisteskrank ist, so kann er nicht selbstständig verfügen. Ich habe die Ehre, Ihnen zu wiederholen, daß der Trauschein fehlt und daß der Pfarrer, der ihn ausgestellt, längst verstorben ist. Das betreffende Kirchenregister ist ebenfalls vernichtet — die kirchliche

Einsegnung läßt sich also nicht nachweisen. Aus einem Konkubinate gehen rechtliche Erben nicht hervor —"

„Das weiß ich, mein Bester! Aber mein Bruder hat in Form einer Schenkung verfügt; er konnte dies, da das Waldschloß sein persönliches Eigenthum ist, er hat es mit einer Summe erkauft —"

„Erklärungen sind überflüssig, gnädigster Herr. Da Sie auf Privatwegen das Ziel nicht erreichen können, treten Sie vor die Oeffentlichkeit. Sie sind es sich und dem Lande schuldig, daß Sie darthun: Durchlaucht Balduin ist unfähig zu regieren."

„Wer hat denn bis jetzt regiert?"

„Die Fürstin und ihr Bruder. Beide haben ein wahres Meisterstück vollbracht, daß sie den Zustand des Regierenden der Welt so lange verborgen gehalten. Der Leibarzt ist natürlich behilflich gewesen. Sie haben herausgebracht, daß die Schenkung existirt; Sie werden auch noch mehr erfahren. Um Ihnen die schöne Besitzung zu entziehen, bietet die Fürstin Alles auf — sie sucht auch die Identität des Zimmergesellen Albert festzustellen. Noch weiß ich nicht, wie ihre Vermuthung sich auf den jungen Mann gelenkt hat: aber daß sie richtig ist, glaube ich fest. Es ist schwer, in das Innere der Familie zu dringen, die nur ergebene Leute im Dienste hat —"

„Halt!" rief der Prinz.

„Was befehlen Sie, mein Gnädigster."

„Ich habe bisher Schritte vermeiden wollen, die meinen Bruder kompromittiren — jetzt kann ich es nicht mehr. Die eigene Lage zwingt mich, neuen Kredit zu schaffen. Das Leben

vergeht unter Angst und Sorgen. Bin ich nicht fürstlichen Geblüts? Habe ich nicht das Recht zu leben wie kein Anderer? Unsere Hausgesetze sind günstig für den Erstgebornen; den übrigen Geschwistern vergönnen sie kaum die Luft. Das ist hart, ungerecht, infam! Ich habe durch industrielle Unternehmungen meine Revenuen zu vergrößern gesucht; das Glück hat mir den Rücken gewendet. Balduin verschließt mir seine Kasse —"

„Und Sie wollen noch Rücksichten nehmen?"

„Was soll ich thun?"

„Folgen Sie meinem Rathe, gnädigster Herr."

„Und dieser ist —"

„Klagen Sie Ihren Bruder als regierungsunfähig an. Wenn Sie sich nicht regen, bleibt Alles beim Alten."

„Ich bedarf der Beweise."

„Diese zu erlangen wird nicht schwer sein. Durchlaucht befindet sich jetzt in der Villa seiner kindischen Schwiegermutter, der Komtesse. — Ich schaffe Beweise —"

Des Prinzen braune Augen glühten.

„Sie, Reinhardt?"

„Ich muß meinen Scharfsinn retten. Die Pläne, die ich Ihnen bis jetzt angerathen, sind gescheitert — auch ein kluger Mann kann Unglück haben. Geben Sie mir Vollmacht —"

„Wozu?"

„Den Fürsten einen Streich begehen zu lassen, der seinen Irrsinn konstatirt."

Ewald machte einen langen Hals.

„Können Sie das?" fragte er zischend.

Der Intendant antwortete mit Sicherheit:

„Ich kann es!“

„Aber wie, wie?“

„Geben Sie mir zunächst einen Auftrag an Durchlaucht. Kehre ich aus der Villa der Komtesse zurück, so deute ich Ihnen den Plan an, den ich auszuführen gedenke. Ich muß das Terrain rekognosziren und die Widerstandsfähigkeit unseres Feindes kennen lernen. Dann schreite ich zum Angriffe, und wahrlich, diesmal soll der Sieg nicht fehlen. Sie sehen, gnädigster Herr, ich thue Alles, Alles für Sie. Dagegen erbitte ich mir nur eine Gunst —“

„Sprechen Sie, sprechen Sie doch!“

„Die Fabrik ohne Passiva —“

„Sie wird Ihnen, mein Freund, auf mein Wort. Ich bin kein Industrieller —“

„Aber Sie sind ein geborener Fürst. In dem verwaisten Residenzschlosse ist Ihr Platz — hier auf der Fabrik ist der meinige. — Bestätigen Sie durch zwei Zeilen, gnädigster Herr —“

„Was?“

„Daß die Fabrik auf mich übergeht —“

Der Prinz warf die Serviette hinter sich.

„Genügt Ihnen mein Wort nicht?“

„Es ist Lebens und Sterbens halber — Verzeihung, mein Gnädigster, ich mißtraue nicht; wie könnte ich auch, da wir uns so lange kennen —“

„Reinhardt, Sie reizen mich!“

Der Intendant machte ein bittersüßes Gesicht. Indem er die weißen Hände nachläßig rang, flüsterte er:

„Kann ein friedliches Arrangement Sie reizen? Ich erinnere Sie ja nur an ein längst gegebenes Versprechen, an eine Uebereinkunft, die Sie selbst vorgeschlagen. Und was begehre ich denn? Einen Abschluß, der früher oder später vollzogen werden muß. Nichts weiter."

Ewald griff nach seinem Stocke. Dann stand er auf und hinkte durch das Gemach. Sein Rücken war gekrümmt, seine Hände zitterten und seine Beine bewegten sich langsam. Der abgelebte Mann wollte den aufkeimenden Zorn niederkämpfen. Plötzlich blieb er stehen.

„Sie erinnern mich an mein Versprechen, Reinhardt — ich erinnere Sie an die Ihrigen. Was haben Sie denn erreicht durch Ihre Thätigkeit? Nichts! Die Verhältnisse haben sich um kein Haar geändert. Wo sind die Papiere meines Bruders, die Sie beschaffen wollten?"

Der Intendant zuckte mit den Achseln.

„Wollen Sie den Arzt dafür verantwortlich machen, wenn der Patient stirbt? Ich habe kühn, mehr als kühn operirt — nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit mußte ein Resultat erzielt werden — es ist leider anders gekommen — der klügste Feldherr kann nicht für den günstigen Erfolg seiner Operationen einstehen. —

„Wir haben den Feldzug erst begonnen, gnädigster Herr — Ihre Armeen sind nicht geschlagen, sie stehen noch in der ersten Position. Wir haben bis jetzt rekognoszirt — dabei ist ein Todter geblieben, der Trunkenbold Blei. Können wir nicht von Glück sagen? Wäre er verwundet, er würde uns ohne Zweifel verrathen haben. Der Todte aber schweigt; die Welt hat Nichts an ihm verloren.

„So stehen die Dinge. Betrachten wir nun, wie der Stand sein würde, wenn ich vom Schauplatze zurücktrete. Sie würden einen schmählichen Bankerott machen, denn alle Ihre Besitzungen reichen nicht hin, die enormen Schulden zu decken, die in den letzten Jahren gemacht sind. Verzeihen Sie mir, wenn ich die ungeschminkte Wahrheit sage: Sie würden gezwungen sein, von der Gnade desselben Bruders zu leben, der Sie für den Zerstörer seines Glückes hält. Er kann noch immer Charlotten nicht vergessen.

„Es treten lichte Augenblicke ein, die ihn zu richtigem Denken befähigen. In solchen Augenblicken bietet er große Summen dem, der darthut, daß Charlotte Sie abgewiesen hat — der darthut, daß der Knabe noch lebt, dessen Tod ihn zur Verzweiflung getrieben. Und, Gnädigster, Charlotte lebt noch — sie ist um einige Jahre älter geworden —“

„Wie, Charlotte lebt noch?“

„Aber immer noch ist sie eine üppig schöne Frau —“

„Charlotte lebt noch?“ wiederholte zitternd der Prinz.

„Mit einer reizenden Tochter.“

„Wo? Wo?“

Reinhardt zuckte wiederum mit den Achseln.

„Gnädigster Herr —“

„Zum Teufel, stellen Sie Ihre Geheimnißkrämerei ein!“

„Es kommt darauf an.“

„Reinhardt, Sie sind ein fürchterlicher Mensch!“

„Bin ich das?“ fragte lächelnd der Intendant.

„Ich muß Charlotten sehen!“

Der Schwächling stieß mit dem Stocke auf den Par-

ketboden. Dabei schwankte er, daß er fast niedergesunken wäre. Der Intendant wollte ihn unterstützen.

„Lassen Sie mich, es ist unnütz!“ rief Ewald, der das Gleichgewicht erlangte. „Mensch, wenn Sie mir ein Glück vorspiegelten, das zu erreichen nicht möglich ist!“

Er hob den Stock, während er sich mit der linken Hand auf ein Möbel stützte. Seinem braunen Auge entströmten stechende Blicke und seine schmalen Lippen zuckten krampfhaft. Das hatte Reinhardt gewollt; bis zu diesem Grade von Erregung muße der Prinz getrieben werden, damit er sich gefügig zeigte. In der Leidenschaftlichkeit gab er Alles hin. Reinhardt kannte seinen Mann, er wußte ihn zu behandeln.

„Gnädigster Herr, ich weiß, was ich spreche. Sie werden sogleich sehen, daß ich Ihr treu ergebener Diener bin, daß ich nur für Sie lebe und, wenn es sein muß, auch für Sie sterbe. Ich habe einen Mord auf mich laden wollen, um Ihnen ein großes Vermögen zu retten. Sie wissen, meine Hand hat den Zimmergesellen in den Teich geschleudert, dessen Flut ihn in den Kanal gespült. Das war eine furchtbare, aber eine kühne That, zu der mich nur meine Ergebenheit für Sie begeistern konnte. Die Endeckung des Sohnes Charlottens steht bevor, wenn sie nicht schon vollbrachte Thatsache ist. Unsere Gegner ruhen und rasten nicht, sie steuern emsig dem Ziele entgegen. Haben sie die Beweise erlangt, deren sie bedürfen, so tritt nächstens der Erbe einer Grafschaft auf, die eine halbe Million wiegt. Dies wollte ich vereiteln; aber zwei Unternehmungen sind mißglückt. Ich hatte ein herzloses Scheusal gedungen, daß es mir den Kopf des Erben hole—

die Hunde haben dieses Scheusal zerrissen. Nun ändere ich meine Berechnungen; ich organisire einen andern Feldzugsplan. Sie müssen Fürst werden, Gnädigster, müssen zur Regierung gelangen. Strahlen Sie als Sonne am Himmel des Ländchens, so bricht ein ewiger Tag an. Die Unterthanen sind mit der gegenwärtigen Regierung nicht zufrieden; der Herr Minister, der nach Willkür schaltet und waltet, weil er eine Kontrolle nicht zu fürchten hat, ist mißliebig im ganzen Lande. Das Volk will seinen Fürsten sehen und Balduin ist seit langer Zeit unsichtbar. Man wird Ewald enthusiasmirt entgegenjubeln, wenn es heißt, Balduin ist irrsinnig. Alle jene Leute, die dem Regierenden nahe stehen, schweigen klüglich, denn sie befinden sich wohl bei dem Stande der Dinge; sie fürchten eine Veränderung, die sie ohnmächtig macht. Auf diese Leute also können Sie nicht zählen. Man hat den Fürsten mit einem Netze umgeben, das ihn sicher stellt. Nur solche Kreaturen schlüpfen durch eine Masche dieses Netzes, die eingeweiht sind. Und die man fürchtet, hält man fern. Aber wir zerreißen die Fäden schlau und verwegen."

„Recht so!" zischte Ewald. „Wir zerreißen sie! Aber wie?"

„Gnädigster Herr, kehren Sie zu Ihrem Platze zurück, Sie können sich's bequem machen bei unserer Verhandlung."

„O, ich bin nicht erschöpft, mein Freund; ich bin stark und fühle mich heute so wohl wie selten. Ist der Rheumatismus beseitigt —"

„Ganz recht, der verwünschte Rheumatismus!"

„Dann bin ich stark wie ein Riese."

Der Intendant führte den schwankenden Riesen zu dem bequemen Lehnsessel zurück.

„Nun merken Sie auf, Gnädigster!“

„Ich merke, Freund, sprechen Sie nur.“

Auch Reinhard ließ sich nieder.

„Sie also,“ fuhr er dann fort, „müssen Herr im Lande werden, müssen die Mißbräuche abstellen, über die sich das Volk beklagt —“

„Soll geschehen, gewiß, ich stelle die Mißbräuche ab. Aber Sie wollten ja von der reizenden Charlotte sprechen.“

„Ich komme darauf zurück.“

Ewald hatte die Hände auf den Krückstock und das Kinn auf die Hände gelegt. Seine Augen glänzten lüstern.

„Warten Sie! Charlotte ist also noch schön?“

„Schöner als sonst! Eine vollendete Frau —“

„Ueppig?“

„Eine wahre Juno.“

„Nicht Venus?“

„Auch Venus, Gnädigster.“

„Wie die von Tizian über meinem Bette?“

„Ich glaube es. Die Schönheit der Frau hat mich zur Bewunderung hingerissen. Sie ist ein Phänomen —“

„Gut, wo haben Sie die Venus und Juno gesehen?“

„In der Stadt, wo sie ein kärgliches Dasein fristet.“

„Geben Sie ihr Geld, viel Geld!“

„Verzeihung, Charlotte ist zu stolz, um eine Unterstützung anzunehmen. Geld ist das Reizmittel nicht, das bei dieser Schönheit wirkt. Sie sucht einen Vater für ihre Tochter —“

„Ich kann sie doch nicht heiraten!“

„Nein, Sie nicht, gnädigster Herr.“

„Wer sonst?“

„Ich! Ich!“

„Reinhardt, Sie wollten Charlotten heiraten —“

„Und Madame Reinhardt wird keinen Anstand nehmen, meinem gnädigen Herrn, dem ich die Zuckerfabrik verdanke, ihre Gunst zu schenken. Ich verheirate mich aus Liebe zu meinem Wohlthäter. Eine zärtliche Neigung dürfen Sie bei mir nicht voraussetzen; in meinem alten Herzen ist das Feuer längst erloschen, das einst für die Frauen brannte. Ich bin ein positiver Mensch, das heißt ein solcher geworden, der für Ruhe und Bequemlichkeit im Alter sorgt.“

Ewald lächelte wie ein Satyr, die unzähligen Falten seines Gesichts glichen einem Netze, dessen Fäden sich deutlich ausprägen. Sämmtliche Emailzähne seines Mundes wurden sichtbar.

„Das ist ein vortrefflicher Plan!“ flüsterte er. „Ich liebe Charlotte immer noch, möchte sie wohl besitzen. Ihre Gestalt schwebt mir deutlich vor. — Besitzen, Reinhardt, ja besitzen möchte ich diese Venus!“

„Und nun erlaube ich mir ergebenst zu bedenken zu geben —“

„Was?“

„Daß Ihr unnatürlicher Bruder, der mit seiner Gemalin in trauriger Ehe lebt, von Neid und Groll verzehrt werden wird. Sie tragen einen Sieg davon, der alle Siege der Römer und Griechen überstrahlt. Charlotte weiß, daß sie durch einen falschen Priester getraut ist, darum haßt sie den

Fürsten. Ich sage ihr: Schöne Frau, Balduin hat Sie in's Elend gestürzt; Ewald führt Sie zu einem köstlichen Leben und zur Ehre zurück, er gibt Ihnen einen Gatten, dessen Namen Sie tragen, und Ihrer Tochter einen Vater, der für das zarte Wesen sorgt.

„Nach dieser Erklärung wird sie Ihnen in unbegrenzter Dankbarkeit zugethan sein. Ich bewirthschafte meine Zuckerfabrik und begnüge mich mit der Ehre, der Gemal Ihrer Geliebten zu sein."

Jeder Andere würde diesen schamlosen Menschen gezüchtigt haben; Ewald reichte ihm die zitternde Hand.

„Mein Bester," sagte er dabei, „stellen Sie mir Ihre Braut vor; finde ich, daß sie die Venus ist, die Sie mir geschildert haben, daß sie meine Wohlthaten anerkennt, dann übergebe ich Ihnen am Hochzeitstage die Zuckerfabrik, wie sie liegt und steht. Ein Notar soll die Zessionsurkunde vorbereiten. Beschleunigen Sie die Hochzeit, das ist mein Wille."

Reinhardt lächelte wie ein Mensch, der eigentlich keinen Grund hat zu lächeln. Er besah seine Nägel und flüsterte:

„Sie mißtrauen mir immer noch, gnädigster Prinz!"

„Nein, ich behalte mir das Vergnügen vor, die geliebte Charlotte auf das Angenehmste zu überraschen."

„Es gibt dabei nur Eins zu bedenken."

„Und das ist?"

„Charlotte will nur dem Besitzer der Fabrik die Hand reichen; sie will und man kann es ihr nicht verargen, so sicher als möglich gehen. Sie schließt die Ehe mit mir nur aus Berechnung; da von Liebe keine Rede ist, müssen die einzelnen Punkte unseres Kontraktes genau festgestellt und

erfüllt werden. Kann ich mich als der Fabriksherr legitimiren, so findet die Verlobung statt und acht Tage nach der Verlobung machen wir Hochzeit."

Ewald überlegte einige Augenblicke.

„Papier und Dinte!" befahl er.

Der Intendant holte das Verlangte.

Knirschend fuhr die Feder über das Papier.

Die Hand des Schreibenden zitterte; sie malte große Buchstaben.

„Hier! Lesen Sie!"

Reinhardt las:

„An dem Tage, an dem sich mein Intendant Reinhardt mit seiner Braut Charlotte ehelich verbindet, übergebe ich dem jungen Ehepaare meine mir gehörige Zuckerfabrik als Hochzeitsgeschenk. Prinz Ewald."

„Genügt das?" fragte der Gnädigste lächelnd.

„Wenn Sie nicht anders wollen —"

„Diese Zeilen werden Sie bei Charlotten empfehlen und mir ihre Gunst sichern. Wir treffen zwei Fliegen mit einem Schlage."

„Eine Kleinigkeit fehlt —"

„Was?"

„Ihr Siegel."

Reinhard brachte Siegel und Lack.

Ewald siegelte mit seinem Ringe.

„Nun, gnädigster Prinz, schreiben Sie ein Billet an Ihren Bruder."

Ewald sah erstaunt auf.

„Ich soll an meinen Bruder schreiben?"

„Ja."

„Was? Was?"

„Laden Sie ihn zu einer Unterredung ein, die Sie betreffs seiner ersten Verheiratung mit ihm abhalten müßten. Lassen Sie durchblicken, daß seine Doppelehe bekannt zu werden scheine und daß es sich darum handle, ärgerlichen Folgen vorzubeugen. Diesen Brief werde ich selbst überbringen, um ganz sicher zu sein, daß er in die Hände des Fürsten gelange. Von der Antwort hängen die Schritte ab, die wir ferner unternehmen werden. Sie haben eine halbe Stunde Zeit zur Abfassung des Briefes — dann kommt der Wagen zur Spazierfahrt. Ich habe ein Geschäft in dem Komptoir zu vollbringen."

Der Intendant verneigte sich tief und ging.

„Dieser Reinhardt ist ein wahres Kleinod für mich!" flüsterte lächelnd der Prinz vor sich hin. „Charlotte, göttliche Charlotte, Du bist die Zuckerfabrik werth! Sie soll ein schönes Weib sein — ich glaube es. Den alten Reinhardt, der einer Hopfenstange nicht unähnlich sieht, kann sie unmöglich lieben, das widerstritte ja den Gesetzen der Natur.

„Heiratet sie ihn, so geschieht es meinetwegen. — Natürlich, natürlich! Jedes Ding hat seine Ursache, folglich auch Charlottens Heirat. Das Papier, das ich ausgestellt habe, wird ihr die Augen öffnen, es wird ihr sagen: Prinz Ewald schwärmt noch für Dich."

Nun lächelte er eine Minute still vor sich hin. Dann begann er zu schreiben.

„Könnte ich meinen Bruder vernichten!" zischte er dabei. „Er hat schlecht, infam an mir gehandelt. Den Schlag mit

der Reitpeitsche vergesse ich ihm nie. Wohlan, Teufel, beginne Dein Werk! Wer zwischen einem Fürstenthron und dem Bankerotte zu wählen hat, besinnt sich nicht lange.“

Der Intendant schritt über den Hof.

„Dieser Tropf,“ murmelte er vor sich hin. „Ich dachte, er sei nun schon so abgeschwächt, daß er sich ohne Weiteres meinen Anordnungen fügte — nun besitzt er doch noch so viel Denkkraft, daß er das Papier in einer listigen Form ausstellen kann.

„Ihm ist noch ein Rest der alten Schlauheit geblieben, die ihn einst verrufen machte. Nun, ich habe doch ein Versprechen — dafür, daß er mir zum Vortheile gereicht, werde ich schon sorgen. Wäre Charlotte nicht halsstarrig, ich könnte ein glücklicher Mann werden. Die Fabrik entgeht mir nicht — wird sie mir nicht als Geschenk, so kaufe ich sie — von dem Gelde des gnädigen Herrn. Der Bankerott bringt sie sicher unter den Hammer.“

Ehe der brave Mann das Gebäude erreichte, in welchem sich das Komptoir und das Bureau befand, fuhr eine Droschke in den Hof.

Der Zimmermeister Gerold stieg aus.

Reinhardt erwartete ihn.

Beide reichten sich, bedeutungsvolle Blicke wechselnd, die Hände.

„Guten Morgen, Herr Intendant.“

„Danke, Meister Gerold.“

„Haben Sie ein Viertelstündchen für mich?“

„Eine ganze Stunde, lieber Meister.“

Die Männer traten in das elegante Bureau des Intendanten. Sie befanden sich allein. Der Meister sank auf einen Sessel.

„Sie sind erregt!“ sagte der Intendant.

„Blei ist bis heute nicht zurückgekehrt.“

„Sehr natürlich.“

„Hat er geschrieben?“

„Nein.“

„Ist er richtig eingeschifft?“

„Auch das nicht, lieber Meister.“

„Ich begreife nicht —“

„Ein Mensch, der todt ist, kann weder zur See gehen noch schreiben. Ich denke, das ist ein trifftiger Grund.“

Gerold starrte den Verkünder dieser Botschaft an.

„Blei wäre todt?“ stammelte er endlich.

„Die Hunde des Försters haben ihn buchstäblich zerrissen.“

„Wissen Sie das genau?“

„So genau, als ich weiß, daß Sie bei mir sind!“

Der Meister sprang auf und umarmte den Intendanten.

„Gott sei Dank, da wäre ich einen schrecklichen Menschen los!“

Gerold trocknete den Schweiß von der Stirne und bat um eine Zigarre, die Reinhardt ihm bereitwillig reichte.

Beide saßen einander gegenüber und rauchten. Sie waren alte Freunde; als die Zuckerfabrik gebaut wurde, hatten sie Freundschaft geschlossen.

„Mein Wechsel war gestern fällig,“ begann der Meister.

„Ah so! Ich habe nicht daran gedacht.“

„Mir fehlt es an Kasse — die Zeiten sind schlecht, die Leute zahlen nicht.“

„Ich prolongire gern.“

Nach diesen Worten, die er ruhig gesprochen, holte Reinhardt ein neues Wechselformular, das er auszufüllen begann. Der würdige Intendant trieb Wuchergeschäfte im Großen. Er hatte bereits ein nicht unbedeutendes Vermögen erwuchert; die Erlangung der Zuckerfabrik, die zu seinen Gunsten rentirte, sollte der letzte Schlag des Intendanten sein. Prinz Ewald, ein in jeder Beziehung untauglicher Kopf, kannte den Stand der Geschäfte nicht, er verließ sich auf die Berichte seines Intendanten. Fehlte es an Geld, was nicht selten der Fall war, so wußte Reinhardt Rath; dann bezahlte der Fabriksbesitzer Zinsen für seine eigenen Kapitalien.

Meister Gerold las den neuen Wechsel.

„Hohe Zinsen!“ murmelte er.

„Sie wissen, Meister, daß das Geld gesucht ist. Zwölf vom Hundert ist allgemein; ich berechne Ihnen nur zehn. Wäre das Kapital mein Eigenthum, so würde ich mich mit fünf begnügen; denken Sie daran, daß ich Ihnen das Geld meines Herrn gebe, dem ich Rechenschaft schuldig bin. Der Prinz ist sehr ökonomisch in Geschäften; sonst aber freigebig bis zur Verschwendung. Er braucht im Laufe des Jahres große Summen.“

Gerold hielt das Papier in der zitternden Hand.

„Wir müssen in's Klare kommen, lieber Herr.“

„Wie?“ fragte Reinhardt überrascht.

„Ich kann diesen Wechsel nicht bezahlen.“

„Darum habe ich ihn auf drei Monate verlängert.“

„Das genügt nicht.“

„Eine längere Frist, lieber Meister, kann ich nicht bewilligen. Ich prolongire bereits zum dritten Male.“

„So muß ich mit dem Prinzen selbst sprechen.

Reinhardt lächelte.

„Das, mein Bester, wird zu Nichts führen. Nach drei Monaten braucht mein Herr viel Geld; er wird nach Paris gehen, um dort den Winter zu verleben. Vor der Abreise muß ich genaue Rechnung ablegen. Ach, Sie wissen nicht, wie große Herren sind —“

Der Zimmermeister beachtete die Freundlichkeit des Intendanten nicht.

„Wir müssen in's Klare kommen!“ wiederholte er. „Meine bedrängte Lage zwingt mich dazu. Früher war ich damit zufrieden, daß Sie mir Vorschüsse machten — es ist keine Hilfe mehr für mich — ich habe große Verluste gehabt —“

„Auch unsere Fabrik erleidet große Verluste — jeder Geschäftsmann kennt das —“

„Sie müssen den Wechsel zerreißen.“

„Gewiß, sobald er bezahlt ist.“

„Ich kann und werde ihn nicht bezahlen!“ preßte der Meister mit Anstrengung heraus.

Jetzt lächelte der Intendant nicht mehr, er betrachtete erstaunt den Meister, dessen Gesichtsröthe matter geworden war.

„Sie sind sehr erregt, Gerold. Ich nehme an, daß Sie

diese Worte nicht geäußert haben. Sie kennen das Vertrauen, das ich in Sie setze —“

„Darum muß ich Ihnen erklären, daß ich ruinirt bin.“

Gerold warf den neuen Wechsel auf den glänzenden Arbeitstisch.

„Sie sehen wohl zu schwarz, Meister!“

„Nein, nein!“

„Was kann ich thun?“

„Ich brauche zwölftausend Thaler.“

„Damit kann ich freilich nicht dienen.“

„Herr Intendant, ich habe meine Hand zu einem Verbrechen geboten, als ich Ihnen meinen Gesellen schickte. Mir war bekannt, daß der arme Bursche verschwinden sollte —“

„Wer wünschte es denn sehnlicher als Sie? Halten Sie nicht hinter dem Berge, Meister —“

„Ich habe geschwiegen —“

„Weil ich Ihren falschen Wechsel einlöste.“

Die Gesichtsröthe Meister Gerold's näherte sich dem Bläulichen. Das Zittern seiner Hände ward stärker.

„Nur ruhig, Meister,“ fuhr der Intendant fort, „nur ruhig! Sie sehen, daß wir uns damals verstanden haben, obgleich wir keine Worte, sondern nur Blicke wechselten. Das verhängnißvolle Papier befindet sich noch in meinem Pulte. Die Unterschrift des Fürsten ist täuschend nachgeahmt, sie macht dem Schreiber alle Ehre.

„Ich schützte Sie also vor einem Kriminalprozeße und zahlte dem Holzhändler, der mir den Wechsel präsentirte, eine hübsche Summe. Darauf ließ ich Sie rufen, wir verständigten uns und Sie sandten mir den Gesellen Albert, der Ihnen

möglicherweise eine fette Erbschaft streitig machen konnte. Sprechen wir nicht mehr von der albernen Geschichte. Der Zimmergeselle lebt übrigens — der Sturz in den Teich war glücklich. Statt wie ein vernünftiger Mensch zu schweigen, drohen Sie nun — das ist mehr als unvorsichtig."

„Ich habe Ihnen auch Fritz Blei geschickt und weiß, zu welchem Zwecke Sie ihn verwendet haben. Blei ist nun zwar todt —"

„Und kann nicht reden!" rief lachend der Intendant. „Denunziren Sie, mein Bester, wir fürchten Sie nicht. Sie aber haben Alles zu fürchten. Fritz Blei hat mir anvertraut, um seine Geschicklichkeit darzuthun und seine Zuverlässigkeit, daß er den alten Andreas Brand auf Ihr Geheiß — ah, Sie schrecken zusammen! Es ist doch gut, daß wir uns aussprechen. Ich werde Ihnen also mit dem falschen Wechsel und dem Morde entgegenkommen —"

„Ich bin kein Mörder!" murmelte bebend der Zimmermeister. „Will man mich für die Verbrechen des wüsten Blei verantwortlich machen? Der Kerl hat Sie belogen."

„Ob Lüge oder Wahrheit, wird das Kriminalgericht ermitteln."

„Und was den Wechsel anbetrifft, der falsch sein soll, so bedarf es noch des Beweises. —"

Der Intendant hatte die Hand des Meisters ergriffen.

„Gerold, haben Sie denn den Kopf verloren? Können Sie denn nicht mehr scharf denken? Und wie Sie zittern! Statt mir zu drohen, sollten Sie sich offen erklären — Ihre Finanzen stehen schlecht, der Bankerott steht vor der Thür —"

„Ich schieße mir eine Kugel durch den Kopf, ehe ich Bankerott mache!"

„Sie werden weder zu dem Einen noch zu dem Andern gelangten. Ein kluger Mann weiß die Brandung zu umsteuern, die sich vor ihm zeigt."

„Geld, ich muß Geld schaffen!"

Reinhardt betrachtete den Mann, der wirklich der Verzweiflung nahe war.

„Sehen wir jetzt ab von den Wechseln," sagte er beruhigend. „Welchen von Ihren Gläubigern haben Sie am meisten zu fürchten? O, sprechen wir als Männer, als Freunde — Sie haben gesehen, daß ich Sie unterstütze —"

„Ich habe aus den Forsten des Fürsten von Selbach viel Nutzholz bezogen. Die Forstkasse hat einen Advokaten beauftragt, schonungslos gegen mich zu verfahren. Zunächst steht mir Wechselhaft bevor. Nachsicht habe ich nicht zu erwarten, der Advokat hat es mir versichert. Dann kommen andere Gläubiger, die meinen Sturz wünschen. — O, könnte ich wenigstens die Forstkasse befriedigen."

Das Geräusch eines rollenden Wagens ließ sich vernehmen.

„Still! Der Prinz will ausfahren. Bleiben Sie. — Ich kehre bald zurück. Vielleicht kann ich Hilfe schaffen. Setzen Sie sich — rauchen Sie, lesen Sie, dort liegen Zeitungen. —"

Reinhardt ging.

„Mein Gott, ist das eine Lage!" murmelte Gerold. „Ich gehe zum Aeußersten, ehe ich meine Zahlungen einstelle. Hier ist Geld zu haben. Der Intendant ist schon einge-

schüchtert. Soll ich ohne Vortheil ihm die Hand geboten haben? Ein Darlehen für die Mitwirkung an einem Morde? Nein, ich lasse mich nicht abspeisen. Wer so viel gewagt hat, als ich, kann Gewinn beanspruchen. Warum wollte man meinen Gesellen aus der Welt schaffen? Doch nicht, um mir einen Gefallen zu thun! Es wäre lächerlich, wollte ich daran glauben. Albert ist eine geheimnißvolle Person, er muß mit dem ausschweifenden Fürsten in Berührung stehen — ich wäre ja ein Narr, wollte ich meinen Vortheil nicht benutzen."

Er versank in Nachsinnen.

Der Intendant hatte in der Zeit das Herrenhaus und das Zimmer des Prinzen betreten.

„Hier ist der Brief," sagte Ewald. „Sie kennen die Adresse — sehen Sie zu, was zu machen ist."

„Danke, gnädigster Herr."

„Wann werde ich Charlotten sehen?"

„Ich hoffe, recht bald."

„Führen Sie das reizende Weib mir zu. Doch zuvor schaffen Sie Geschenke. — Ich will nicht geizig sein — für Frau Reinhardt thue ich ein Uebriges."

Der Intendant rief den Kammerdiener, der den gnädigen Herrn mit einem rehfarbenen Ueberrocke bekleidete. Da stand nun der Prinz, auf den Stock gestützt.

„Ich will zwei Stunden fahren!" befahl er. „Der Kutscher mag sich in der Nähe der Stadt halten, damit ich Leute sehe. Das Frühstück soll im Garten servirt werden. Hoffentlich bringe ich Appetit mit. Die Bewegung im Wagen thut mir wohl; nächste Woche werde ich reiten."

Am Arme seines Intendanten verließ der Prinz das Haus und bestieg den bequemen Wagen, der ihn leicht davontrug.

Reinhardt kehrte zu dem Zimmermeister zurück, der diesem das Gemach mit Tabaksrauch angefüllt hatte. Er saß düster sinnend auf dem Stuhle neben dem Schreibtische.

„Meister, ich glaube, daß ich Ihnen einen Rettungsweg bezeichnen kann."

Der Angeredete sah düster auf.

„Sie glauben es?"

„Ja, mein Freund. Erkennen Sie daraus, daß ich Ihnen wirklich in Freundschaft zugethan bin. Nur Ihnen mache ich eine Entdekung, die ich Jedem, selbst meinem Bruder, geheim halte. Verkennen Sie mich nicht, wenn ich als Diener meines Herrn zu Ihnen spreche — wäre ich selbstständig, ich würde mich Ihnen ganz anders zeigen."

Reinhardt hatte sich dicht neben dem Zimmermeister niedergelassen, der fortfuhr, seiner Zigarre große Wolken zu entlocken.

„Ich brauche Geld!" murmelte der dicke Mann. „Fehlgeschlagene Unternehmungen haben mich in große Verlegenheit gebracht. Nach einem Jahre werde ich flott seiu—drei Bauten gehen ihrer Vollendung entgegen—dann wird mir die Hand frei, ich kann verkaufen und beträchtliche Summen einziehen."

„Sie haben Recht."

„Ich muß zu Allem greifen. —"

„Der kluge Geschäftsmann benutzt jede Chance, die sich ihm bietet. Darum gedenke ich des Anfangs unserer heuti-

gen Unterredung nicht mehr. Sie haben sich hinreißen lassen, ich hielt es für Pflicht, Sie zu belehren. Prägen Sie sich den Grundsatz ein: Man muß wichtige Dinge stets mit kaltem Blute behandeln. Und Ihre gegenwärtige Lage ist so ernst, so wichtig, daß sie einer reiflichen Ueberlegung bedarf. Sprechen wir uns als Freunde offen und ehrlich aus. Wir ertheilen uns gegenseitig Rath, und es müßte wahrlich doch mit dem Teufel zugehen, wenn wir nicht zu einem gedeihlichen Ziele gelangen sollten. Ihr Geschäft muß aufrecht erhalten bleiben, die neidischen Mitmeister dürfen nicht über Sie triumphiren. Ich weiß, man beneidet Sie, hält Sie für enorm reich und glaubt an Ihre glücklichen Spekulationen. Mit einem Worte, man hält Ihre Lage für günstiger als sie wirklich ist. Das ist gut, recht gut. Dieser Glaube darf nicht erschüttert werden."

„Darum brauche ich Geld."

„Kredit ist auch Geld."

„Mit Kredit kann ich meine Schulden nicht bezahlen, die Arbeitslöhne dürfen nicht im Rückstande bleiben."

„Ganz recht. Aber eine augenblickliche Hülfe wirkt nicht nachhaltig. Sie müssen einen Coup ausführen, der für alle Zeit Ihre Verlegenheit beseitigt. Und dazu will ich Ihnen die Hand bieten."

Meister Gerold starrte den Intendanten an.

„Was nützen Ihnen zwanzig- oder dreißigtausend Thaler?" fuhr Reinhardt fort. „Sie sind nicht mehr als ein Tropfen Wasser, der auf einen heißen Stein fällt. Ein Kapital von dreimalhunderttausend Thaler würde ungefähr hin-

reichen, um Sie zu dem Manne zu machen, der zu sein Sie verdienen."

„Sie sprechen da von Dingen, Herr Reinhardt —"

„Die zu erreichen Ihnen Gelegenheit geboten wird."

„Wie, aber wie?" fragte der Zimmermeister, der vor Ungeduld und Begierde zitterte. Das Angedeutete war ja eben das Ziel, wonach der Ehrgeizige strebte.

„Freilich, es gehört ein wenig Muth dazu."

„Ich besitze den Muth."

„Werden Sie auch schweigen?"

„Wie eine abgehauene Eiche."

„Schwören Sie es mir."

„So wahr mir Gott helfe!"

„Gut, ich bin zufrieden."

Reinhardt ergriff die dargebotene Rechte des Zimmermeisters, die er schüttelte.

„Nun hören Sie mich an."

Gerold rückte näher.

„Ich höre. Sprechen Sie nur leise."

„Mit dem Prinzen Ewald steht es nicht so gut, als die Leute glauben."

„Ist's möglich!"

„Ich habe Alles aufwenden müssen, um den hohen Herrn bis jetzt flott zu erhalten. Trotzdem habe ich Ihnen die Summe geliehen, habe den bewußten Wechsel bezahlt. Sie sehen, daß ich Ihr wahrer Freund bin."

„O, verzeihen Sie mir, Herr Reinhardt —"

„Abgemacht, sprechen wir nicht mehr davon. Eine Hand wäscht die andere, und ich bin nicht undankbar."

„Halten Sie es meiner Bedrängniß zu Gute, meiner verzweifelten Lage — ich weiß wahrlich nicht, ob ich noch einen Kopf habe. Fordern Sie was Sie wollen, ich bin zu Allem bereit. Aber helfen Sie, helfen Sie, Herr Reinhardt. Jeder Tag, der ungenutzt verstreicht, mehrt die Gefahr."

Der Intendant hatte einige Augenblicke seine weißen Hände betrachtet.

„Der Mann, der Ihnen nützen kann, ist der regierende Fürst von Selbach — Balduin besitzt ein enormes Privatvermögen — eine halbe Million ist für ihn eine Kleinigkeit —"

Diese Andeutung stimmte die Hoffnungen des Zimmermeisters herab.

„Ich kenne den Fürsten nicht, habe ihn nie gesehen," murmelte er; „da seine Forste dicht an der Grenze liegen, habe ich zwar viel mit der fürstlichen Forstkasse zu thun gehabt; ihn selbst aber —"

„Geduld, ich gebe Ihnen auch die Mittel an, wie Sie auf den hohen Herrn wirken können. Es ist dies für den nicht schwer, der die Verhältnisse kennt, wie ich sie kenne. Zwischen dem Fürsten und meinem Herrn herrscht seit langen Jahren eine Feindschaft, die sich bei jeder Gelegenheit auf die gehässigste Weise äußerte. Balduin zittert, wenn er den Namen „Ewald" hört, und Ewald wird von Krämpfen befallen, wenn man ihn an den Bruder erinnert. Beide könnten sich gegenseitig vergiften."

„Und sie sind Brüder?" meinte erstaunt der Meister.

„Leibliche Brüder. Die nahe Verwandtschaft thut Nichts zur Sache."

„Aber wie komme ich —“

„Geduld! Sie haben eine schöne Tochter —“

„Herr Reinhardt!“

„Geduld, Freund!“

„Meine Louise wird sich empört abwenden —“

„Wenn sie heiraten soll?“

„Heiraten, wen?“

„Denselben Zimmergesellen Albert —“

„Sie stellen mir da Zumuthungen —“

„Louise liebt Albert, und Albert liebt Louisen. Sie wissen es nicht, Meister, aber ich weiß es genau. Fragen Sie, und ihre Tochter wird aufjauchzen, wenn Sie ihr den erkorenen Schwiegersohn nennen. Ist es nicht so, dann mögen Sie von der Heirat abstehen.“

Gerold hatte seinen starken Kopf geschüttelt.

„Mir ist so, als ob ich dergleichen gemerkt hätte; das Mädchen hat sich verändert und oft in einer Weise über Albert Brand gesprochen, die ein Verhältniß wohl voraussetzen läßt.“

„Glauben Sie mir, es existirt das zärtlichste Verhältniß zwischen den beiden jungen Leuten.“

„Aber wo bleibt das Geld?“

„Sie werden es sogleich hören. Albert ist der Sohn des Fürsten.“

„Herr Reinhardt!“ rief Herr Gerold auffahrend.

„Bleiben Sie ruhig sitzen.“

„Mein Zimmergeselle wäre —“

„Der Sohn des Fürsten Balduin von Selbach, den der arme Mann als todt beweint. Brand hat ihn erzogen.“

„Das weiß ich. Wie ist Brand dazu gekommen?“

„Dies darzuthun ist jetzt nicht Zeit. Eine gewisse Partei bemüht sich, die Identität des jungen Mannes festzustellen — gelingt dies, und es wird gelingen, so ist Albert für Louisen verloren. Der Sohn des Fürsten heiratet ein ebenbürtiges Mädchen und Ihnen entgeht eine Million, vielleicht noch mehr.“

Meister Gerold griff mit beiden Händen nach seinem Kopfe.

„Ich weiß nicht mehr, wo ich bin!“ rief er. „Albert Brand, Louise, eine Million — mir wird schwarz vor den Augen —“

„Ist die Heirat mit dem Zimmergesellen vollzogen, so kann sie nicht aufgehoben werden; Ihre Tochter bleibt die Frau eines Fürstensohnes, dem bereits ein großes Vermögen ausgeworfen ist. Albert Brand wird Ihr Kompagnon und Sie sind der erste Zimmermeister unserer Provinz. Nicht wahr das ist ein wichtiges Geheimniß? Benutzen Sie es als kluger Spekulant und Ihre Noth hat ein Ende. Errathen Sie nun, warum Ewald dem jungen Manne nachgestellt hat? Der Habgierige wollte erben.

„Albert befindet sich bereits unter der Obhut der Fürstin, einer schwärmerischen Dame. Beschleunigen Sie die Trauung und Sie werden mir später sagen, daß ich Ihnen als wahrer Freund einen Rath ertheilt habe. Wollte ich Ihnen das Gegentheil anempfehlen, so würde ich schlecht handeln. Nun greifen Sie zu — ich habe meine Schuldigkeit gethan. Dafür verlange ich nur, daß Sie später sagen: Reinhardt hat das Glück der beiden jungen Leute gegründet.“

Gerold umarmte den Rathgeber. Beide unterhielten sich noch eine Viertelstunde. Als der Zimmermeister in seiner Droschke saß, glaubte er die Ueberzeugung gewonnen zu haben: Reinhardt meint es wirklich gut.

Der Intendant stand lächelnd in seinem Komptoir.

„Die Trauung wird zu Stande kommen, denn dieser Handwerker braucht Geld," murmelte er vor sich hin. „Der gute Rath, den ich ertheilt, bringt mir die Zuckerfabrik ein. Er begann zu arbeiten. Zwei Stunden später kam der Prinz zurück.

Drittes Capitel.

Ein Wiedersehen.

Ein heiterer Sommermorgen war angebrochen. Fürst Balduin, der immer noch in der Villa wohnte, kehrte von einem Spaziergange durch den Park zurück. Als er in den Salon des Erdgeschosses trat, fand er seine Gemalin vor, die ihn freundlich begrüßte. Er reichte ihr, schmerzlich lächelnd, die Hand.

„Du hast Recht, Benigna; ich bedurfte des freundlichen Aufenthaltes, um eine heitere Stimmung zu gewinnen. Das Waldschloß ist zu düster und regt Erinnerungen an, die mich traurig machen. Aber die Zeit ist mir lang; ich muß wieder arbeiten. In diesem Saale werde ich mein Atelier einrichten."

„Du wolltest ja reisen, Balduin."

„Ja, das wollte ich. Aber allein. — Ach, das Leben ist doch ein eigenes Ding! Was hat denn der Fürst vor dem gemeinen Manne voraus? Benigna, ich beklage Dich, daß Dein Geschick an das meinige gefesselt ist."

Sie führte ihn liebreich zu dem Divan. Als sie neben ihm saß, sagte sie:

„Mein lieber Freund, Du hältst mich immer noch für ein schwaches Weib! Fast möchte ich Dir zürnen, daß Du nicht günstiger von mir denken willst. Mit Stolz rufe ich es aus, daß ich fähig bin, mich über den Troß gewöhnlicher Frauen zu erheben, um den Fehler gut zu machen, den die leidige Konvenienz begangen hat. Begreife mich doch endlich, Balduin, und weise mir die Stelle an, die einzunehmen ich berechtigt bin. Der mächtigste Fürst der Erde kann dem Herzen nicht gebieten, und wäre ich nicht thöricht, von Dir die Unmöglichkeit zu fordern? Aber daß Du mich achtest, verlange ich, und daß ich Deine Achtung verdiene, habe ich bewiesen und werde es ferner beweisen. Bei der klaren Anschauung der Dinge, die ich gewonnen, kann es nicht fehlen, daß ich mit meinem Herzen zum Abschlusse gelangt bin. Hier sitzt die Freundin, die Schwester — sie freut sich Deines Glücks und fördert es nach Kräften, wie es ihre Pflicht ist.

Die Welt mag ein ähnliches Verhältniß, wie das unsere, nie gesehen haben — immerhin, liebe Charlotte und achte Benigna."

Bei dem Namen „Charlotte" zuckte der Fürst zusammen.

„Ich kann mit mir nicht zum Abschlusse kommen!" murmelte er. „Der Zwiespalt, der in meiner Seele lebt, ist gräßlich."

„So nimm meine Hilfe an, die Hilfe der Schwester."

„Benigna!"

„Wäre es nicht thöricht, ein Leid fortbestehen zu lassen, dessen Ende herbeizuführen in unserer Hand liegt? Balduin, soll das Weib stärker sein als der Mann? Ich kenne Deinen Kummer und werde ihn verscheuchen. Auf wen nimmst Du noch Rücksicht?"

Er sah sie traurig an.

„Auf Dich, Benigna!"

„Hoffe nichts von mir!" rief sie ernst. „Ich habe Dich nie geliebt! Erfahre es endlich. — Du zwingst mich zu der Erklärung. Die Grafentochter Benigna hat dem Fürsten aus Ehrgeiz die Hand gereicht. Mein Vater besaß einen untadelhaften Stammbaum; aber er war arm. — Rechne es mir nicht zum Verdienste an, daß ich —"

Sie unterbrach sich, als sie sah, daß Balduins Auge aufflammte.

„Du hast mich nie geliebt?" fragte er streng.

„Nein."

„Und doch tratest Du mit mir vor den Altar?"

„Wie Du, Balduin, mit mir. Dasselbe, dasselbe, was Du hofftest, hoffte ich. Und wir haben uns Beide getäuscht! Gestehen wir es doch — unsere Hoffnungen sind nicht in Erfüllung gegangen.“

„Charlotte hat mich betrogen!“

„Nein, Dein Bruder hat Dich betrogen! Er rühmt sich eines Vorzugs, dessen er nie theilhaftig geworden. Charlotte ist treu wie Gold. —“

„Treu wie Gold!“ wiederholte der Fürst mit schwacher Stimme. „O, wäre es wahr, wäre es wahr! Sie hat meinen Sohn von dem Felsen geschleudert — sein blondes Haupt ist an dem Steine zerschellt. — Welch eine furchtbare That von einer Mutter!“

Sie legte sanft ihren Arm auf seine Achsel.

„Balduin!“ flüsterte sie.

„Die Mutter hat den Sohn ermordet!“

„Du wirst Deinen Sohn wiedersehen.“

„Man betrügt mich.“

„Hat Albert nicht eine Wunde gehabt an der linken Hand?“

„Mein Lieblingshund hat den Knaben verletzt. —“

„Daran wirst Du Deinen Sohn erkennen.“

Balduin sah mit unheimlichen Blicken auf.

„Wie kannst Du das wissen, Benigna?“

„Charlotte hat es mir mitgetheilt. Die Arme weint und klagt noch heute um den Sohn.“

„Sagtest Du mir nicht, er sei gefunden?“

„Wir sind ihm auf der Spur!“

„Und Charlotte?“

„Lebt seit langer Zeit in großer Dürftigkeit und erzieht ehrenhaft ihre Tochter, die, wie die Mutter, Charlotte genannt wird.“

„So habe ich es gewollt! Der Name Charlotte sollte fortleben. — Ach, ich bin doch wohl zu streng verfahren!“

„Du kannst Alles, Alles wieder gut machen! Charlotte zürnt Dir nicht. — Wie kann wahre Liebe auch zürnen?“

„Ach, ich habe furchtbar gelitten! Und mein Bruder trägt die Schuld, mein eigener Bruder!“

Der Fürst brach in ein wildes Lachen aus.

„Ewald nennt meine Mutter die seinige!“ rief Balduin. „Wir haben unter einem Herzen geruht! Und mich macht er so maßlos elend! Was war mir denn das Leben? Eine Kette von Jammer und Elend! Ich habe mich bemüht, zu vergessen — es war unmöglich — das Schicksal wollte es nicht, es rüttelte mit rauher Hand an meinem Herzen, daß die Wunden stets von Neuem bluteten.“

„Balduin,“ sagte eifrig die Fürstin, „segne das Schicksal, das Dir die Erinnerung bewahrt hat; Du kannst noch einmal glücklich werden. Denke und handle als Mann, sei Philosoph! Ein Glück, das keine Störung erleidet, ist kein wahres Glück. Nach dem Gewitter erscheint die Natur frischer und schöner; der Mensch, der unter den Stürmen des Himmels gezittert, freut sich doppelt, wenn die Sonne wieder hervorbricht. Ein stets rüstiger Körper weiß die Gesundheit nicht zu schätzen; es müssen Krankheiten kommen, die ihm sagen: bewahre Dir das hohe Gut, mißachte es nicht und gehe sorgfältig damit um. So ist es auch mit der Liebe. —“

Der Fürst hatte mit großer Aufmerksamkeit diesen Worten gelauscht.

„So ist es auch mit der Liebe!“ wiederholte er, als ob er unwillkürlich seinen Gedanken Ausdruck gäbe. „Ja, ja, der Schluß ist richtig. Und ich habe dem Schicksale gegrollt!“

„Es hat Dir eine Prüfung auferlegt —“

„Eine Prüfung!“

„Willst Du ungeläutert daraus hervorgehen?“

„Mein Gott, diese Anschauung —“

„Ist die des ruhigen Verstandes, des Menschen, der sich seiner Würde bewußt ist. — Balduin, denke, Charlotte säße Dir zur Seite — denke, sie sei durch eine lange Krankheit von Dir getrennt gewesen — denke, der Tod habe sie verschont, ein gütiges Geschick habe sie Dir zurückgegeben. —“

„Ja, ich denke so! Aber Du, Benigna?“

„Ich bin die Fürstin, Deine Schwester!“

„Und aus Deiner Hand empfange ich Charlotten —“

„Willst Du sie sehen?“

„Ich will es.“

„Bist Du nun auch ganz vorbereitet —“

„Mir ist, als beschäftige mich ein Traum! Charlotte, die makellose, soll zu mir zurückkehren! Benigna ist aus Ehrgeiz Fürstin geworden — sie leidet nicht, wenn ich glücklich bin.“

„Sie verbindet sich vielmehr mit der, die Du liebst und die Dich treu und wahr wiederliebt. Begleite mich nun.“

„Wohin?“

„Zu Charlotten."

Balduin erhob sich. Er reichte der Fürstin die Hand, die ihn durch den Saal zu einer Thür führte. Sie öffnete den schweren Vorhang, daß der leidende Fürst in das angrenzende Gemach treten konnte. Ein halb irrsinniges Lächeln schwebte auf den bleichen Zügen des Gemals.

Das Antlitz der Gemalin verrieth einen unbeugsamen Muth, der Alles besiegte, selbst den Schmerz. Sie zitterte nicht; ihr Gang war sicher, ihre Haltung fest. Und doch vollbrachte sie eine That, die das Herz zermalmte. In diesem Augenblicke gedachte sie nicht ihrer selbst, sie hatte nur das Wohl des leidenden Gatten im Auge.

In der Mitte des eleganten Gemachs stand Frau Wolter; ihre bebenden Hände stützten sich auf die Goldlehne eines Sessels. Sie war Zeugin des Gesprächs gewesen, das die beiden Gatten geführt hatten. Ihr, der intelligenten Frau, konnte der Geisteszustand Balduin's nicht verborgen geblieben sein. Und demgemäß handelte sie nun. Wie stets, war sie auch heute schwarz gekleidet. Die Blässe ihres edlen Gesichts war auffallend. In banger Erwartung starrte sie den Fürsten an.

Balduin blieb stehen, als er kaum die Schwelle überschritten hatte.

„Wer ist jene Dame?" fragte er leise und in fieberhafter Angst.

„Spricht keine Stimme in Deiner Brust?" flüsterte Benigna.

„Charlotte!"

„Ich übergebe sie Dir!"

Die Fürstin führte Charlotten dem Gemale entgegen.

„Fassen Sie Muth!“ flüsterte sie der zitternden Frau zu. „Sie allein können den armen Mann heilen.“

Dann schwankte sie nach der Thür zurück und verschwand zwischen den Falten des Vorhanges. Niemand sah, daß sie hier zusammenbrach und das Gesicht auf das Polster eines Sessels legte. Aber bald erhob sie sich wieder, um die Szene in dem angrenzenden Gemache zu belauschen.

„Balduin!“ stammelte Charlotte.

Der Anblick des geliebten Mannes durchschnitt ihr die Seele. Daß er so leidend sei, hatte sie nicht gedacht.

„Balduin!“ wiederholte sie. „Deine Charlotte fürchtet nicht, vor Dich zu treten — sie kann sich rechtfertigen, kann den schweren Verdacht von sich abwälzen, den Du, der Getäuschte, hegst. Sie ist da, wenn Du ihrer zu Deinem Glücke bedarfst —“

Ueberwältigt von ihren Gefühlen, sank sie auf beide Kniee nieder. Da lag sie wie eine Sünderin, die um Vergebung fleht. Und bittend hob sie die weißen Hände empor.

„Diese Stimme! Diese Stimme!“ flüsterte der Fürst.

Bebend ergriff er die Hand der Frau.

„Umgaukelt mich ein Traum!“ rief er in furchtbarer Erregung. „Ich habe die Stimme gehört, die mir so oft in stillen Nächten erklang, wenn ich mit meinem Jammer allein war. Laß mich Dir in's Auge schauen — nur ein Weib auf der Erde hat den Blick, der mir tief zu Herzen geht — die Stimme kann täuschen; aber der Blick, der Blick — der die Seele ausstrahlt — Charlotte, Du bist's!“

„O, so glaube es doch nur!“

„Du mußt es sein!"

Er neigte sich zu ihr nieder, legte seine Hände an ihre Schläfe, wie er in früheren, glücklichen Zeiten so oft gethan, und starrte sie mit durchbohrenden Blicken an.

„Charlotte!" rief er, „Charlotte!"

Wild sprang er auf und bedeckte mit beiden Händen sein Gesicht.

Sie trat zu ihm.

„Du hast mich erkannt, Balduin, und sagst mir kein freundliches Wort!" flüsterte sie in unbeschreiblich rührenden Tönen. „Ich bin früh gealtert unter Gram und Schmerz — hier hoffte ich Linderung und Trost zu finden — nun wendest Du Dich von mir ab!"

Heftiges Weinen erstickte ihre Stimme.

Wie ein Träumender starrte der Fürst zum Himmel empor.

„So sprach meine Charlotte!" flüsterte er. „So kann nur sie sprechen."

Er stieß einen durchdringenden Schrei aus.

„Balduin!" rief Frau Wolter erschreckt.

Der Fürst starrte sie wiederum an. Es mußte eine jähe Wandlung in seinem Geiste vorgehen, denn das wild rollende Auge ward ruhig und ein schmerzlicher Ernst verbreitete sich über seine bleichen Züge. „Benigna, lügt nicht," murmelte er; „Charlotte, bist Du mir treu geblieben?"

„Bei dem allmächtigen Gotte, der den Meineid straft; ich habe das Gelübde der Treue heilig gehalten. Zwar arm und verlassen, habe ich mich doch stets als Deine Gattin betrachtet. Und wenn Du mir vorwirfst, daß ich Dir fern

geblieben bin, so entschuldige ich mich damit: ich glaubte, Du seiest glücklich und wollte Dein Glück nicht zerstören. Du selbst hattest mich verbannt — o, nimm diese Worte nicht als Vorwurf, sondern als meine Rechtfertigung! — Da bin ich gegangen und wäre lieber gestorben, ehe ich gefahrbringend mich Dir genähert hätte. Balduin, als ich erfuhr, daß Du leidest, daß Du Dich nach mir sehntest, habe ich nicht einen Augenblick gezögert, zu Dir zu kommen — Willst Du mich zurückweisen, so gehe ich wieder — ich habe Dich noch einmal gesehen."

„Du wirst bleiben!" rief er erschreckt.

„Das ist ja mein glühendes Verlangen!"

„Ach, wie wunderbar Deine Stimme die selige Vergangenheit zurückruft! Wie Dein schönes Auge die Nacht zerreißt, die mich schwarz wie das Grab eingehüllt! Schon längst flüsterte mir eine Stimme zu: Du hast gefrevelt an Charlotten!"

„Denke nicht mehr daran!" bat sie innig.

„Man hat mich betrogen!"

„Balduin," fragte sie rasch, „willst Du mich entschädigen für das schwere Leid, das ich so lange erduldet?"

„Charlotte, ich habe viel gut zu machen an Dir! Alles, was Du willst, Alles soll geschehen."

Er legte seinen Arm um ihren Leib.

„So schließe die Vergangenheit mit dem heutigen Tage ab und denke nur noch an die Zukunft. Ich verzeihe gern meinen Feinden, denn ihre Bosheit hat mir die gegenwärtige Stunde bereitet, deren Glück nur wir allein zu schätzen wissen. So denke ich mir das Gefühl derer, die vom Tode

errettet sind und ein schönes, beglückendes Leben vor sich sehen. Weit hinter uns liegt die Brandung, die uns zu begraben suchte; wir stehen am festen Ufer und freuen uns der herrlichen Sonne, die strahlend durch die schwarzen Wolken bricht."

So tröstend hatte Charlotte gesprochen; aber wie anders fühlte ihr Herz bei dem Anblick des armen Mannes, der vernichtet an Geist und Körper, vor ihr stand. Sie behandelte ihn wie die Mutter das Kind. Und dieß glaubte sie ihm schuldig zu sein; war er doch ihretwegen so elend geworden.

Balduin umarmte stürmisch die alte Frau.

„Bist Du nicht meine Gattin? Ich darf Dich umarmen und küssen, Du bist mir angetraut! Die Rosen auf Deinen Wangen sind verschwunden, aber die schönen Züge erkenne ich — und Deine Stimme, und Deinen Blick — Charlotte, wo sind unsere Kinder?" fragte er ganz leise.

„Du wirst sie sehen, Balduin."

„Beide?"

„Ja."

„Meinen schönen blonden Knaben. —"

„Und Deine liebliche Tochter Charlotte, das Ebenbild der Mutter."

„Sprich doch von unserem Sohne!" rief der Fürst unruhig. „Ich habe ihn als todt beweint. —"

„Er lebt! Er lebt!"

„Du hättest ihn mir bringen sollen."

„Ich führe ihn Dir noch zu. Dann hast Du uns Alle.

— Frau und Kinder! Wir bilden eine Familie und leben unserm Glücke in stiller Abgeschiedenheit."

Ein trüber Gedanke erschreckte den Fürsten.

Er trat hastig zurück.

„In stiller Abgeschiedenheit!" murmelte er.

„Wer wird uns jetzt noch stören?" fragte Charlotte besorgt.

„Auf mir lastet ein Fluch, ein gräßlicher Fluch. Er stößt mich zurück von dem Paradiese, das Charlotte mir öffnet."

„Du hast ja keine Sünde begangen."

„Ist Doppelehe keine Sünde?" fragte der Fürst, und seine Augen begannen wieder zu rollen.

„Denke an die Erklärungen Benigna's! Denke an das, was Du ihr versprochen — sei ein Mann!"

Noch einmal faßte Balduin im Geiste alle Dinge zusammen; er warf das greise Lockenhaar zurück und fuhr mit der Hand über die Stirne.

„Sie liebt mich nicht; sie ist aus Ehrgeiz meine Gattin geworden. — Auch ich habe sie nie geliebt!" murmelte er. „Aber Benigna ist eine edle, große Frau. — Sie tritt, ein dunkler Schatten, vor die wiederaufgehende Sonne meines Glück's. O, der Kampf ist ein furchtbarer!"

Es war dem armen Manne unmöglich, zu einer Entscheidung zu kommen.

„Balduin," flüsterte Charlotte, „ich werde mich in die Einsamkeit zurückziehen. Unser Geheimniß nehme ich mit mir; ich bewahre es treu wie die Liebe zu Dir, die mir ein leuchtender Stern in dunkler Nacht sein wird. Nicht

war, ich bin gerechtfertigt, Du zürnst mir nicht?" fragte sie bebend.

„Du willst fort?" rief er erschreckt.

Er starrte sie an. Die Erinnerung ward wach, als er die Züge, das Auge seiner ersten Jugendgeliebten sah. Eine peinliche Angst bemächtigte sich seiner.

„Ich vermag ja doch nichts über Dich!" sagte sie tief erschüttert.

„Alles! Alles! Charlotte ist hier — sie, die unschuldig gelitten — meine Frau, meine erste Frau, sie hat mich nicht angeklagt, weil sie mich noch liebt, trotz der harten Behandlung. — Und Benigna führt sie mir zu. — Soll ich zum zweiten Male elend werden? Und ich bin es gewesen — aus Feigheit! Mir hat der Muth gefehlt an Deine Treue und Liebe zu glauben, der Muth, dem tückischen Feinde entgegen zu treten! Das hat mir Benigna gesagt. Nun will ich ein Mann sein. Zerrissen soll der Schleier sein, der mich wie ein Grabtuch einhüllt! Charlotte," bat er zitternd, „bleibe bei mir!"

Sie warf sich ihm schluchzend an die Brust.

Er drückte sie leidenschaftlich ungestüm an sich.

„Gerettet, er ist gerettet!" flüsterte Benigna, die zwischen den Falten des Thürvorhanges auf den Knieen lag. „Habe Dank, gnädiger Gott!"

Die Erregung war für den armen Fürsten zu groß. Das alte Uebel, das einer solchen zu folgen pflegte, kehrte zurück — bewußtlos brach er zusammen. Charlotte hielt den Ohnmächtigen in den Armen. Benigna vermuthete, was geschehen; sie eilte herbei zitternd, hastig.

„Beruhigen Sie sich!“ tröstete sie die ängstliche Charlotte. „Ich habe den Anfall gefürchtet, der vorübergehen wird.“

Beide bemühten sich um den Fürsten, den sie auf einem Sessel niederließen.

Die Fürstin setzte eine Glocke in Bewegung.

Der Arzt trat ein, der sofort seine Thätigkeit begann.

„Völlige Erschöpfung ist mir lieber als Exaltation!“ sagte er tröstend den Frauen. „Ich hoffe, daß ich die Krankheit in eine ruhige Bahn leite.“

Fünf Minuten verflossen.

Charlotte betrachtete den bleichen Manne, dessen ganzes Vorgehen sie nun zu beurtheilen wußte. Ein furchtbarer Schmerz erfaßte sie, daß sie weinen mußte.

„Ewalds Werk!“ flüsterte die Fürstin. „De Gewissenlose hat ein grenzenloses Unglück verschuldet. Gibt es einen Gott, so muß ihn die Strafe bald ereilen.“

„Ja, es gibt einen Gott!“ fügte Charlotte hinzu. „Seiner gnädigen Fügung verdanke ich die Erkenntniß, die mir geworden —“

„Still, der Fürst kommt zu sich!“

Balduin regte sich. Er schlug die Augen auf.

„Doktor, Freund!“ murmelte er. „Ich hatte einenſ chönen Traum!“

„Es war kein Traum, gnädigster Herr!“

„Das Glück wäre zu groß!“

„Sie verdienen es, gnädigster Herr. Empfangen sie mit Dank, was die Vorsehung Ihnen zum zweiten Male bietet. —“

„Wo ist Charlotte?“

Frau Wolter näherte sich. Sie wollte ihm die Hand reichen. Er sank zu ihren Füßen nieder.

„Engel! Dulderin!“ rief er hingerissen.

Der Arzt führte die schwankende Benigna aus dem Zimmer in den Salon.

„Seien Sie stark, gnädige Frau!“ mahnte er. „Die Schwermuth des fürstlichen Gemals wird nun einer stillen Melancholie weichen, und dieß ist das Werk einer hochherzigen Frau, nicht das des Arztes. Sie haben meinen Rath gefordert; ich habe ihn nach bestem Wissen gegeben. —“

„So ist es gut, recht gut!“ antwortete Benigna, unter Thränen lächelnd. „Ich bin zufrieden, wenn Balduin glücklich wird. Gott nimmt mich wohl in seinen Schutz, daß ich die mir auferlegte Prüfung tragen kann.“

„Sie kennen nun ihren Beruf: sorgen sie für das Land und schützen Sie den Gemal vor dem Bruder, der noch immer auf die Erreichung seines schändlichen Planes hofft. Betrachten Sie sich als Witwe — der Gemal war Ihnen längst verloren!“

Der greise Arzt führte die Fürstin dem Bruder zu, der in den Saal trat. Ignaz umarmte die Schwester. Eine halbe Stunde später bestieg die Fürstin einen Wagen, der sie nach der Hauptstadt des Ländchens brachte. Dort kündigte sie an, daß sie die Regierung übernommen habe.

Viertes Capitel.

Ein ungleiches Ehepaar.

Am frühen Morgen hatte Meister Gerold seine Gattin rufen lassen. Frau Cölestine, die schon wußte, daß es sich, wenn dies geschah, um Wichtiges handelte, eilte in das Zimmer des Gatten, der ruhig den Kaffee trank und rauchte. Aber er sah bleich aus und sein trübes Auge verrieth, daß er Abends zuvor einen schweren Rausch gehabt hatte.

„Was gibt's," fragte sie impertinent. „Empfindest Du Gewissensbisse?"

„Nein."

„In Dir ist wohl alles Ehrgefühl erstorben, schämst Dich weder vor Deiner Frau noch vor Deiner Tochter. Schwer betrunken taumelst Du Abends nach Hause und wirst zum Gespötte der Domestiken. — Da muß freilich das Geschäft den Krebsgang gehen, und Deine Familie hat die Schande davon."

„Bist Du nun fertig?" fragte Gerold in unerschütterlicher Ruhe.

„O, ich hätte noch eine sehr lange Strafpredigt zu halten."

„Verschiebe es, bis ich Zeit habe, sie anzuhören. Diesen Morgen —"

„Wartet wohl das Weinhaus wieder? Ich warne Dich, Konrad; sehe ich Dich noch einmal in einem thierischen Zustande, dann ziehe ich meine Hand von Dir ab und Du wirst wieder, was Du gewesen: ein armer Zimmergeselle. Mein Vermögen hast Du nun so ziemlich verbracht und die Aussteuer Deiner Tochter —"

„Halt!" sagte der Gatte, die plumpe Hand ausstreckend. „Ueber Louisen wollte ich eben mit Dir sprechen. Das Mädchen muß sich verheiraten."

„Muß es?" fragte die Frau höhnend.

„Ja."

„Ohne Aussteuer?"

„Louise braucht kein Geld."

„Seht doch — weil Du es brauchst. Ich kenne schon die Schliche. Jedes Wort aus Deinem Munde über diese Angelegenheit ist überflüssig; mir steht es zu, unserer Tochter einen Mann zu wählen, und dieser ist schon gewählt. Kümmere Dich um Dein Geschäft und damit abgemacht."

„Du denkst an den Kaufmannsdiener Rose?"

„Allerdings."

„Ich gebe meine Einwilligung nicht dazu."

„Das ist stark! Es wird alle Tage besser."

Cölestine kreuzte die hageren Arme und sah mit giftigen Blicken den Gatten an, der ruhig aus seiner großen Tasse trank und dann fortrauchte. Nach einer Pause fragte sie:

„Darf man denn den Bräutigam kennen lernen, den Du unserer Tochter bestimmt hast?“

„Gewiß, mein Kind.“

„Wer ist denn der Auserkorene?“

„Der Sohn eines reichen Fürsten,“ antwortete Gerold, nachdem er einen Zug aus der Zigarre gethan.

Wie von einer Natter gestochen fuhr die fromme Frau empor.

„Mensch,“ zischte sie, „ich glaube, Du leidest bereits am Säuferwahnsinn. Der Sohn eines Fürsten — Herr, mein Gott, erhalte mir den Verstand! Konrad, so weit ist es mit Dir gekommen, daß Du Dir von Deinen Trinkgenossen die abgeschmacktesten Dinge in den Kopf setzen läßt. Welcher Fürstensohn würde sich wohl um die Tochter eines Zimmermeisters kümmern, der auf dem Punkte steht, bankerott zu machen.“

„Das verstehst Du nicht!“ rief der Meister erregt. „Eben deßhalb, weil ich nicht bankerott machen will, muß Louise heiraten. Und das so rasch als möglich. Auf den Tod der alten Wiprecht kann ich nicht warten. Das alte Weib hat ein wahres Katzenleben, und außerdem ist ihr Vermögen zu unbedeutend, als daß ich was Rechtes damit anfangen könnte. Aber der Sohn des Fürsten hat eine Million! Das klingt anders. Cölestine, wenn Du nun eben so klug als fromm bist, so stellst Du Dich meiner Absicht nicht entgegen,

sondern hilfst sie mir erreichen. Willst Du nicht, so muß ich auf eigene Faust handeln und einen Machtspruch thun."

„Konrad!"

„Warte, ich bin noch nicht fertig. Du stehst mit dem Pastor A. auf vertrautem Fuße und vermagst viel über den braven Mann. Sage ihm, daß er Louisen in aller Stille traue und versprich ihm für diesen Liebesdienst was Du willst — ich zahle jede Summe."

Das ging der braven Frau doch zu weit; sie sprang auf und lief mehrmals durch das Zimmer. Plötzlich blieb sie stehen, stellte die Hände in die Seite und fragte:

„Auf diese Possen soll ich eingehen?"

„Wenn Du klug bist."

„Konrad, bedenke, was Du sprichst."

„Ich weiß es."

„Nein, Du bist entweder wahnsinnig oder noch von gestern betrunken."

Der Meister lächelte mit der Ueberlegenheit des Mannes, der seiner Sache gewiß ist.

„Frau," sagte er, „Du hast noch nicht einmal gefragt, wer der Sohn des Fürsten ist."

„Nun, wer ist es denn?"

„Albert Brand."

„Cölestine griff mit beiden Händen nach der Stirn.

„Hirnverbrannter Mensch!"

„Schimpfe nicht, Frau!" rief der Gemal, ohne sich zu regen.

„Wahnsinniger!"

„Frau, meine Geduld ist bald zu Ende."

„Albert lebt ja nicht mehr."

„Er lebt, und darum bin ich so vergnügt."

„Wo denn?"

„Frage nur Louisen."

„Wie kann sie wissen —"

„Sie hat ihn besucht."

Zitternd sank Frau Cölestine auf den Stuhl nieder.

„Louise hätte hinter meinem Rücken —"

„Ja, sie hat mit unserm Zimmergesellen schon längst eine Liebschaft im Geheimen gehabt. Du siehst, ich bin gut unterrichtet und mein Plan ist nicht so dumm, als Du glaubst."

Cölestine konnte sich kaum von ihrem Erstaunen erholen.

„Albert wäre der Sohn eines Fürsten?"

„Wetter, so glaube mir doch! Der alte Brand ist stets ein Geheimnißkrämer gewesen, und daß hinter seinem Pflegesohne etwas stak, habe ich mir von jeher gedacht."

Nun erzählte der Meister, was er von dem Intendanten Reinhardt erfahren hatte.

„Ist der Beweis zur Stelle geschafft," schloß er, „so wird aus der Heirat nichts, das steht fest. Sind die Brautleute getraut, dann mag die fürstliche Sippschaft sich die Haare ausraufen, was Gott zusammengefügt hat, kann der Mensch nicht trennen. Das mußt Du ja am Besten wissen. Nun mache Anstalten und nimm Louisen in's Gebet; ich muß auf den Zimmerplatz. Meine Zeit ist schon vorüber."

Der Meister stand auf und griff nach dem Stocke.

„Halt, Konrad!"

„Was willst Du noch, Frau?"

„Der letzte Theil Deiner Erzählung kommt mir wahrscheinlich vor."

„Ich glaube es wohl. Du siehst also, daß ich bei Verstande bin?"

„Ja."

„Das ist mir lieb."

Aber bedenke, wenn Albert nicht der wäre, für den wir ihn halten."

„Er ist's."

„Die Geschichte ist doch ein wenig zu romantisch."

„Aber wahr. Erräthst Du denn nicht, warum man ihn hat aus der Welt schaffen wollen? Weil er ein Fürstensohn ist und weil er ein großes Vermögen zu erwarten hat. Um den Zimmergesellen würde sich kein Mensch bekümmert haben. Ist Albert todt, so erbt der Prinz von Selbach, der nächstens Bankerott machen wird. Thue Deine Schuldigkeit und besorge die Trauung."

Der Meister zog den Rock an, nahm Hut und Stock, küßte seine vor Erstaunen starre Gattin und ging. Cölestine saß noch lange regungslos; sie stellte die Dinge, die sie erlebt hatte, mit den Einzelnheiten des Berichts ihres Mannes zusammen. Von Habsucht verblendet, glaubte sie gern an die Möglichkeit, selbst Wahrscheinlichkeit, dessen, was der spekulirende Konrad in Aussicht gestellt hatte. Eine nähere Untersuchung hielt sie für Pflicht.

Eine Million! Das war ein elektrisirendes Wort, ein Wort, das selbst die bibelfestesten Menschen zum Wanken bringt. Die fromme Cölestine hegte nur zwei Hauptwünsche:

sie wollte recht lange und glücklich leben und dann in das ewige Paradies kommen, wo die Freuden endlos sind. Zu dem Ersten brauchte man Geld und zu dem Zweiten Frömmigkeit.

„Gut," rief sie entschlossen, „ich werde bei Louisen anfangen. Unthätig darf ich nicht bleiben, es wäre Sünde. Die Vorsehung gibt mir einen Fingerzeig, den ich nicht verachten darf. Die Ehen werden im Himmel geschlossen, und daß Louise gerade diesen Albert lieben muß, hat der Himmel gefügt."

Um die Frühstückszeit befanden sich Mutter und Tochter in dem Wohnzimmer. Louise, sorgfältig und elegant gekleidet, zeigte eine ruhige Heiterkeit. Wie anders war sie seit einiger Zeit. Sonst war sie still, traurig und bleich gewesen; jetzt plauderte sie gern, bestellte Putzsachen und schien von Neuem aufzublühen. Ihre Wangen waren röther, ihre Augen glänzender geworden. Diese Umwandlung konnte nur eine glückliche Liebe hervorgebracht haben.

Die Eitelkeit flüsterte Cölestinen zu: Deine Tochter verdient die Frau eines Fürstensohnes zu werden; sie besitzt alle körperlichen und geistigen Eigenschaften, die sie dessen würdig machen.

Beide saßen beim Frühstück.

„Du siehst recht gut aus," begann Cölestine. „Ich freue mich dessen und danke dem lieben Gott, der Dir Gesundheit und Herzensfreudigkeit schenkt. Aber ich kann Dir doch einen Vorwurf nicht ersparen."

„Einen Vorwurf, Mutter?"

„Allerdings."

„Ich wüßte doch nicht —“

„Ah, Du erröthest! Ein sicheres Zeichen, daß eine Schuld Dein Herz bedrückt.“

„Was hast Du mir denn vorzuwerfen, Mutter?“

„Mangel an Vertrauen. Ja, ja, sieh' mich nur mit großen Augen an, Du böses Kind! Du weißt, wie mir Dein Wohl am Herzen liegt, weißt, daß ich Deinetwegen nur dem Leben abringe, was irgend möglich. — Ich selbst habe keine irdischen Bedürfnisse, meine Sehnsucht ist auf den Himmel gerichtet und das Wort Gottes ist meine Speise, mein Trank und meine Kleidung. Das weißt Du, und doch verschweigst Du mir, daß Du eine zärtliche Neigung zu Albert Brand im Herzen trägst.“

„Mutter! Mutter!“ rief Louise verwirrt.

„Ich habe Recht!“

„Wer hat Dir das gesagt?“ fragte Louise hastig.

„Wer? Dem Frommen bleibt nichts verborgen, er findet überall Offenbarungen.“

„Ich kann nicht lügen, Mutter — erfahre denn, daß ich die Braut Alberts bin, der lebt, trotzdem sein Tod tückisch beschlossen war. Ich weiß auch, daß der verblendete Vater —“

„Still! Es ziemt sich nicht, daß die Tochter den Vater anklagt. Du kannst Alles durch ein offenes Geständniß wieder gut machen. Liebst Du den jungen Mann wirklich?“

Louise konnte es nicht über sich gewinnen, eine Lüge vorsätzlich auszusprechen. Einmal mußte ja die Mutter doch ihr Geheimniß erfahren, und so beschloß sie denn, heute ihr Herzensverhältniß klar darzulegen, da sie nie und nimmer-

mehr von dem Geliebten lassen wollte. Wenn die Mutter sich nur nicht so malitiös ausgesprochen hätte. Das bedeutete nichts Gutes.

„Mutter, Du weißt, daß ich Dir in allen Stücken stets eine gehorsame Tochter gewesen bin und selbst zu Dingen geschwiegen habe, die ich nicht gut heißen konnte. Frau Wiprecht und Du, Ihr habt mir den jungen Rose zugedacht — das geht mich doch zu nahe an. Wir sollen uns heiraten, ohne daß die wichtige Frage beantwortet ist: passen Braut und Bräutigam zusammen, reichen sie sich aus Neigung und nach reiflicher Ueberlegung die Hand? Ich kenne Herrn Rose nicht und mag ihn auch nicht kennen lernen."

„Aber Albert Brand kennst Du?"

Louisens Gesicht ward von einer tiefen Röthe übergossen.

„Ich kenne ihn genug, um die Behauptung auszusprechen: er ist ein braver, intelligenter junger Mann, den ich achten und aus vollem Herzen lieben muß."

„Du bist ja Feuer und Flamme, mein Kind!" rief Cölestine erstaunt. „So habe ich Dich nie gesehen!"

„Albert hat meinetwegen ruhig ertragen, was man ihm zugefügt — auch denkt er nicht daran, Frau Wiprecht zu beerben, die er durchaus nicht für seine Verwandte hält. Das Geld ist ihm völlig gleichgültig, denn er ist ein tüchtiger Architekt und kann sein Brod verdienen. Du sprichst immer von dem Worte des Herrn, Mutter, das Dir über Alles geht und doch strebst Du mit einer Zähigkeit nach den Schätzen dieser Welt, daß Du selbst vor einem Unrechte nicht zurückschreckst. Ich halte es für ein großes Unrecht,

die alte Wiprecht durch aufgedrungene Gefälligkeiten und lächerliche Fürsorge dahin zu bearbeiten, daß sie uns ihr Vermögen testirt."

Jetzt mußte Cölestine erröthen. Diese Worte aus dem Munde der Tochter ließen sie doch nicht gleichgültig. Arg in die Enge getrieben, nahm sie stets ihre Zuflucht zur Grobheit. Die gewöhnliche Taktik der Frömmler bei solchen Gelegenheiten ist ruhige Ergebung, Augenverdrehung und Seufzen; Frau Gerold aber war zu giftig, sie konnte sich des gewöhnlichen Mittels zur Abwehr nicht bedienen, der Zorn ging mit ihr durch. Die kaum aufgestiegene Röthe ihrer welken Wangen wich rasch einer auffallenden Blässe.

„Vermessenes Mädchen, willst Du Deiner Mutter eine Strafpredigt halten?" rief sie zitternd, und dabei versetzte sie der Tochter einen leichten Schlag auf die Hand.

„Nein," entgegnete Louise, ohne ihre Fassung zu verlieren; „aber ich glaube, daß ich alt und selbstständig genug bin, um mir eine richtige Ansicht von Menschen und Dingen zu gestalten. Ein Vermögen, daß mir durch Beeinträchtigung meiner Mitmenschen wird, verschmähe ich."

„Auch wenn Dein Vater darüber zu Grunde geht?"

„Er wird nicht zu Grunde gehen."

„Das verstehst Du nicht, naseweises Ding! Wir sorgen und arbeiten nur für Dich. Seht doch, wie weit es die leidige Aufklärung unserer Zeit gebracht hat."

„Mutter, Du selbst hast das Gefühl für Recht in meine Brust gepflanzt, warum willst Du es jetzt wieder ausrotten? Sorge nicht für irdisches Gut, sorge vielmehr,

daß ich mein Glück in der Befriedigung des Herzens finde. Dann will ich glauben, daß Du es wirklich gut mit mir meinst."

„Also daran hast Du gezweifelt? Nicht übel!"

Cölestine legte, als ob sie heftigen Schmerz empfände, die hageren Hände auf die Brust.

„Mutter, wir müssen uns einmal gründlich aussprechen! Es ist mir längst Bedürfniß gewesen, und wenn ich geschwiegen, so geschah es deshalb —"

„Höre mich an, Louise! Du kennst die Strenge des Vaters, die unbeugsam wird, wenn es sich um sein Geschäft handelt. Da muß es biegen oder brechen, wie er zu sagen pflegt. Er wird nie die Einwilligung zu Deiner Heirat mit Albert geben. Laß mich ausreden. Der Vater hat stets den praktischen Vortheil im Auge; ich aber will Dir zeigen, daß der irdische Mammon mir Nichts ist."

„Mutter!"

„Hast Du Dich auch in Bezug auf Albert reiflich geprüft? Fürchtest Du nicht, jemals zu bereuen —"

„Nie, nie, Mutter! Wäre Albert bettelarm, ich würde ihn nicht verlassen."

„Gut, Du sollst Deinen Willen haben. Mache mir später keine Vorwürfe — heirate denn den Geliebten und sehe zu, wie Du mit ihm fährst. Ich wasche meine Hände in Unschuld."

Louise glaubte ihren Ohren nicht trauen zu dürfen.

„Mutter, Du giebst mir Deine Einwilligung?" fragte sie zitternd.

„Ich gehe noch weiter. Du hast mich tief gekränkt —

Ich muß Dir beweisen, daß ich nur Dein Glück im Auge habe, daß Du mich verkannt hast. Der Vater hat in seiner Verblendung nicht gut gehandelt — Albert muß ihm zürnen — Ich verantworte es."

„Was, Mutter?"

„Daß Du mit Albert Brand vor den Altar trittst."

„Gott im Himmel!"

„Ich thue ja Alles meinem Kinde zu Liebe!"

Cölestine weinte. Es waren Krokodillsthränen.

Louise ergriff die Hände der Mutter.

„Woher kommt Dir denn so plötzlich dieser Entschluß? Du warst von jeher gegen Albert eingenommen —"

„Ich kann Dich nicht leiden sehen, mein Kind! Der Vater hat zu einer Sünde seine Hand geboten; wie anders kann ich es gut machen, als dadurch, daß ich den Verletzten als Sohn anerkenne? Liebst Du ihn denn auch wirklich?"

„Gewiß, Mutter! Ich lasse nicht von ihm und wenn es mir das Leben kostet."

Die arme Louise befand sich in einer Aufregung, die ihr kaum das Denken erlaubte. Daß sie so rasch das sehnlichst gewünschte Ziel und zugleich so leicht erreichen würde, hatte sie nicht für möglich gehalten.

„Ich rette des Vaters Seele vom Verderben!" flüsterte Cölestine. „Er hat ohne mein Wissen übel gehandelt, ich werde, ohne ihn zu befragen, Gutes thun. Ist die That vollbracht, so muß er sie anerkennen. Spreche ich früher davon, so gibt es schreckliche Auftritte, die wir vermeiden müssen. Ich sorge für Alles. Noch heute gehe ich zu meinem Beichtvater; er kennt mich, weiß, daß ich nur Gutes will — da-

rum wird er einwilligen und Dich in aller Stille trauen. Ich übernehme jede Verantwortung — das Seelenheil Deines Vaters muß um jeden Preis gerettet werden. Bist Du zufrieden?“

Louise war stumm vor Erstaunen.

Die Mutter ließ ihr einige Augenblicke Zeit nachzudenken. Nichts war natürlicher als die Vermuthung: man will den Erben der alten Wipprecht fesseln.

„Louise. Du weißt, wo Albert sich verborgen hält.“

„Ja.“

„Hole ihn, führe ihn zu mir; ich nehme euch Beide von diesem Augenblicke an unter meinen Schutz. Mit dem Pfarrer werde ich sprechen; er soll euch in aller Stille trauen. Albert mag draußen in dem Häuschen wohnen, Du bleibst so lange hier, bis ich den Vater eingeweiht habe. Dann machen wir die vollzogene Verbindung bekannt —“

Eine neue Vermuthung erschreckte die Braut.

„Mutter, wenn Du es nicht aufrichtig meinst!“

Cölestine schlug die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Hälst Du mich für verderbt, daß ich mein Kind verrathen könnte?“

Sie weinte wieder. Das einmal gesteckte Ziel mußte erreicht werden. Die fromme Frau ließ sich so leicht nicht zurückschrecken. Eine Million! Dies Wort klang stets in ihren Ohren. Es war ihr jeder Schwiegersohn recht, wenn er nur Geld brachte. Und der Gemal brauchte Kapitalien zur Hebung des Geschäftes.

Mit der ihr eigenen Zungengewandtheit rekapitulirte sie noch einmal die Verhältnisse bis Louise, die im tiefsten Her-

zen dennoch durch irgendwelche Ereignisse von dem Geliebten getrennt zu werden fürchtete, in die geheime Trauung unter der Bedingung willigte, daß diese in der Wohnung des Pfarrers vollzogen werde. Die Liebe ist nicht frei von Egoismus, zumal wenn ihr Gefahr droht. Louise wollte dem Geliebten so lange er arm war, angetraut werden. Es war ihr gleichgiltig, ob er Zimmermann blieb oder von einer vornehmen Familie als Sohn anerkannt ward.

Frau Gerold machte Toilette und ging zu dem Pfarrer. Wie sie vermuthet hatte, so kam es; sie erreichte ihr Ziel. Die Mittel verschweigen wir, sie waren nicht eben die lautersten. Ein rundes Sümmchen sollte dem würdigen Herrn als Belohnung werden. Geld, Geld, dieser allmächtige Hebel bewirkt Alles. Frau Cölestine versprach alle und jede Verantwortung zu übernehmen, wenn eine solche entstehen sollte.

Um dieselbe Zeit hatte Meister Gerold eine Unterredung mit Reinhardt, der sich in dem Komptoir auf dem Zimmerplatze eingefunden.

„Wie weit sind Sie, Meister?"

„Ich glaube, daß ich am Ziele bin."

„Sie glauben es?"

„Ja. Wenn meine Frau etwas unternimmt, so wird es ausgeführt."

„Ihre Frau!"

„Und sie hat versprochen die Trauung zu bewerkstelligen."

„Ich empfehle Ihnen Eile, Meister."

„Warum?"

„Die Entscheidung über die Herkunft des Zimmergesellen steht bevor. Nach den neuesten Nachrichten dürften kaum noch einige Tage vergehen, und man stellt dem Fürsten den Sohn vor, der von seiner Krankheit genesen ist. Dann werden Sie mit der stolzen Familie zu kämpfen haben, die großartige Pläne entworfen hat. Ist die Trauung vollzogen, so bringen Sie mir Nachricht."

Der Meister versprach es und ging um Mittag nach seiner Wohnung. Cölestine hatte ihn erwartet.

„Konrad, es ist Alles in Ordnung — der Pfarrer will trauen."

„Gut. Und Louise?"

„Will sich trauen lassen."

„Dann ist unserer Tochter ein großes Vermögen gewiß. Aber wir haben keine Zeit zu verlieren."

„Morgen Früh holt Louise ihren Albert und um Mittag findet die Trauung statt."

Das war eine wohlthuende Botschaft für den geldbedürftigen Zimmermeister, der seine Cölestine zärtlich umarmte. Louise, die ihrer Liebe Alles unterordnete, schickte sich an, die Fahrt nach dem Forsthause zu unternehmen, die für den folgenden Tag verabredet war, noch ehe man an eine solche Wendung der Dinge gedacht.

Der Entschluß der Mutter kam ihr zwar überrascht, aber sie suchte ihn weiter nicht zu deuten. Das Eine fühlte und wußte sie deutlich: ohne Albert konnte sie nicht leben. War das Ziel erreicht, so mochte kommen was wollte; sie hatte den Muth, jedem Ereignisse die Stirn zu bieten. Gegen Abend brachte Charlotte den neuen Hut. Beide Mädchen be=

fanden sich allein in dem Stübchen. Nachdem das prachtvolle Toiletlenstück angepaßt und gemustert war, begann eine trauliche Unterhaltung. Charlotte berichtete offenherzig, daß die Mutter verreist gewesen sei und von einer nahe bevorstehenden Veränderung ihrer Lage gesprochen habe. Wo die Mutter gewesen, wisse sie nicht; sie vermuthe aber, daß sie, die Mutter, wichtige Familienangelegenheiten verhandelt habe. Ein Wort brachte das andere; die Unterredung ward mit jeder Minute intimer.

„Es scheint," meinte Louise, „daß Sie sich über die Wandlung der Dinge nicht so recht freuen."

„Offen gestanden: nein. Ich will das seltsame Verhältniß nicht verschweigen, ich bin es sogar unserer Ehre schuldig, daß ich es Ihnen unter Diskretion mittheile. Meine Mutter ist die rechtmäßig angetraute Gemalin des Fürsten. Ist Albert nun wirklich mein Bruder, woran ich kaum noch zweifle, so wissen Sie, wen Sie lieben. Wird meine Mutter nun anerkannt, tritt die große Veränderung ein, die wir erwarten, dann bin ich nicht mehr die einfache Putzmacherin, die für den jungen Kaufmann paßt — ach, wer kann denn wissen, was die vornehmen Verwandten beschließen."

„Bin ich nicht in derselben Lage?" fragte traurig Louise.

Charlotte erschrak. Das hatte sie nicht bedacht.

„Es ist wahr!" flüsterte sie. „O, über die albernen Vorurtheile! Was ist denn da zu thun? Wir haben einander geliebt, ehe wir wußten, daß ein Standesunterschied existirte.

„Albert wird nicht von Ihnen lassen, wenn er Sie aufrichtig liebt, wie es auch kommen möge. Und dasselbe will

auch ich mir vornehmen, die hohen Verwandten haben sich nicht um uns gekümmert, als wir arm waren; jetzt dulde ich nicht, daß sie nach Belieben über mich verfügen."

Die Putzmacherin hatte diese Erklärung mit großer Entschiedenheit abgegeben.

Louise wußte noch nicht, wozu sie sich entschließen sollte. Ihre Freundschaft zu der Putzmacherin war noch zu neu, als daß sie sich ihr mit ganzer Seele hingeben konnte. Sie verschwieg also die projektirte geheime Trauung und forderte die Freundin zu einem Besuche bei Albert auf. Charlotte willigte ein. Man verabredete die Einzelheiten der Reise. Dann trennten sich die beiden Mädchen. Schon früh am nächsten Morgen erschien Louise in ausgewählter Toilette. Sie trug den neuen Hut, Frau Gerold war entzückt über die Schönheit der Tochter.

„Wie willst Du fortkommen?" fragte sie.

„Es ist für Alles gesorgt. Mutter."

„Und wann kehrst Du zurück?"

„Gib mir Zeit bis zum Abende."

„Bleibe nicht länger, Du würdest mir sonst große Sorgen bereiten."

Louise Gerold traf Charlotte Wolter an der Thür des Gartens, dem verabredeten Orte. Auch die Freundin hatte eine reizende Toilette gemacht. Die beiden Mädchen glichen vornehmen Damen.

„Zum ersten Male," sagte Charlotte, „habe ich die Mutter wissentlich getäuscht. Ich habe ihr gesagt, Fräulein Gerold hätte mich zu einer Landparthie eingeladen — nun, etwas Wahres ist doch daran. Wenn ich außerdem bedenke, daß ich

in Familienangelegenheiten mit Ihnen reise, daß ich meiner armen Mutter eine hohe Ueberraschung bereite, so finde ich meine Schuld nicht so groß. Legen wir den Weg zu Fuß zurück?"

„Nein. Folgen Sie mir."

Sie gingen durch die Zaungassen der Gärten. Es war noch früh. Einzelne Arbeiter, die zur Stadt eilten, zeigten sich. Die Sonne hatte die Morgenfrische noch nicht ganz verscheucht. Ein leichter Ostwind, angenehm kühl, schüttelte leise die Blätter der Bäume und trug Wohlgerüche auf seinen Schwingen. Der Morgen war köstlich, ganz geschaffen das Herz zur Freude und Liebe zu stimmen. Die heitere Charlotte gab ihrem Wohlbehagen durch ein Liedchen Ausdruck, daß sie leise vor sich hin sang. Dann schilderte sie ihre tägliche Beschäftigung und versicherte, daß sie noch nie einen Morgen so früh im Freien verbracht hätte. Es sei ihr dieß ein Genuß, der sich ihr zum ersten Male biete.

„Die Armuth, die Armuth!" fügte sie seufzend hinzu. „Arme Leute müssen im Zimmer arbeiten; sie können nicht über ihre Zeit verfügen."

„Glauben Sie nicht," tröstete Louise, „daß den reichen Leuten immer leicht ums Herz ist — es gibt in allen Kreisen Sorgen, die das Leben verkümmern."

Louise dachte bei diesen Worten an die Eltern, die von der Sucht nach Vermögen gemartert wurden.

Jetzt erschien Fabian, der hinter einem Baume hervortrat. Er zog ehrerbietig den Hut und deutete durch Geberden an, daß er sich über die Begleiterin wundere. Louise versicherte, daß

ihre Freundin ohne Gefahr mitreisen könne. Aber der stumme Mann starrte Charlotten an.

„Kennen Sie mich denn?“ fragte diese.

„Sie denken an das Bild im Forsthause!“ rief Louise. Fabian stieß einige unartikulirte Töne aus.

„Sprechen Sie doch nur! bat Charlotte dringend.

„Der Unglückliche ist stumm.“

„Mein Gott!“

„Was ist Ihnen?“

„Die Mutter hat mir einmal von einem stummen Diener erzählt. —“

Fabian küßte erregt der Putzmacherin die Hand. Dann gab er zu erkennen, daß Alles in Ordnung sei und man sich beeilen möge, aus dem Bereich der Gärten zu kommen.

„Wo ist der Wagen?“ fragte Louise.

Statt zu antworten schritt der Diener voran. Er führte die Mädchen durch einen Heckengang, dann über einen schmalen Steg, der die Ufer eines Grabens verband, und zeigte endlich auf eine große Linde, in deren Schatten der Wagen hielt. Es war nicht die alte Kutsche des Försters, sondern jene elegante Equipage, die Louisen das erste Mal geholt hatte. Zwei schlanke Rappen scharrten ungeduldig den Boden. Fabian ließ die Damen einsteigen. Nachdem er den Schlag geschlossen, setzte er sich zu dem Kutscher und der Wagen rollte davon. Charlotte legte sich behaglich in die seidengepolsterten Kissen. Sie lächelte, als ob sie sagen wollte: es wird schon Alles, was wir vermuthen, seine Richtigkeit haben.

„Was hat Ihnen die Mutter von dem stummen Diener erzählt?“ fragte Louise nach einer Pause.

„Wie nennt man ihn doch?“

„Fabian!“

„Ganz recht, Fabian. So ist er derselbe, den die Mutter meinte. Er war erstaunt mich zu sehen.“

„Natürlich, denn zwischen Ihnen und dem Bilde herrscht eine täuschende Aehnlichkeit. Trügen Sie ein weißes Kleid und einen Haarputz nach damaliger Mode, so müßte man sie für das Original halten. Was hat Ihnen die Mutter von Fabian erzählt?“

„Der arme Mensch ist nicht immer stumm gewesen.“

„Ich habe es mir gedacht, da sein Gehör gut und er selbst sehr verständig ist.“

„Er hat als Jockey im Dienste des Fürsten gestanden. Doch urtheilen Sie. Früher liebte es die Mutter mir belehrende Geschichten zu erzählen. Wir wohnten bei einer armen Verwandten auf dem Lande, einer Predigerswitwe, die eine kleine Pension bezog. Um der guten Tante einen Ersatz für die Unterstützung zu gewähren, halfen wir ihr arbeiten. Sie war nämlich sehr geschickt im Putzmachen und erhielt Aufträge von einigen Familien des benachbarten Landadels. Ihr danke ich den ersten Unterricht in der Kunst, die uns ernährt. Von den früheren Verhältnissen meiner Mutter erfuhr ich Nichts; des Vaters ward wie eines Todten erwähnt.

„Es war vor Weihnacht. Die Tante mußte viel Arbeiten liefern, die zu Weihnachtsgeschenken bestimmt waren. Deßhalb reichte der Tag nicht aus, wir arbeiteten bis spät in die Nacht. War ich auch damals kaum vierzehn Jahre alt, so wetteiferte ich doch schon mit der Tante, die ihre Freude an der gelehrigen Schülerin hatte.

„Einst saßen wir auch Nachts in dem warmen Stübchen. Draußen war es bitter kalt und der Sturm umbebte das Haus. Die Tante hatte eine Geschichte von Dienertreue erzählt, die mich bis zu Thränen gerührt. Da meinte die Mutter, sie könne ein Seitenstück dazu liefern. Und sie erzählte:

„Ein Fürst hatte einen kleinen Jockey, der sich durch Gewandtheit und stets muntere Laune auszeichnete. Das wildeste Pferd konnte der kleine Mann regieren. Der Fürst hatte den Fabian auch lieb und darum befand sich dieser auch immer in der nächsten Umgebung seines Herrn, der ihm die vertrautesten Dienste übertrug.

„Fabian hatte oft große Reisen in ganz kurzer Zeit zu Pferde gemacht, um wichtige Briefe zu überbringen. Der Fürst nun hatte eine Gemalin, die er gegen den Willen seiner erlauchten Familie geheiratet. Diese lebte mit ihrem Kinde in einem einsamen Waldschlosse. So oft er konnte, besuchte er die Dame, die zu einer gewissen Zeit in die Residenz geführt werden sollte.

„Einst befand sich der Fürst bei seiner Gemalin; es war im Winter. Fabian hatte die Bedienung. Da weckte die Fürstin mitten in der Nacht ein Geräusch. Sie fährt auf und sieht, wie ein Mann das Schlafkabinet verläßt. Von einer furchtbaren Angst ergriffen eilt sie zu dem kleinen Bette — ihr Knabe ist verschwunden. Hilferufend will sie die Thür öffnen — das Schloß ist fest und unerschütterlich. Auch das Gemach ist verschlossen, in welchem die Kammerfrau schläft. Die Fürstin reißt ein Fenster auf. Da sieht sie bei dem hellen Mondenscheine auf der benachbarten Galerie Fabian, der

den Grund des Hilferufes erforschen will. Die Fürstin setzt ihn in Kenntniß. Ohne sich zu besinnen, steigt er mit Lebensgefahr von der Galerie zu Boden und kommt in dem Augenblicke bei der Thür an, als diese sich öffnete.

„Ein Mann tritt heraus, der den kleinen Jockey erfaßt und an die Mauer drückt. Dieß Alles sieht die unglückliche Fürstin aus ihrem Fenster; sie ist so entsetzt, daß sie nicht mehr rufen kann. Aber sie sucht den Mann zu erkennen, der mit dem Jockey ringt. Es war dies leider nicht möglich, da der Mann sich in einen großen Mantel gehüllt hatte, der auch den Jockey bedeckte.

„Nun kam eine Frau aus der Thür, die ein weißes Bündel trug. Die Frau schleuderte das Bündel in den Abgrund, der sich einige Schritte von dem Schlosse öffnete. Die arme Mutter, die ihr Kind gemordet wähnte, sank bewußtlos nieder. Als sie erwachte, stand der Gemal vor ihr, einen Hirschfänger zückend. Wüthend fragte er nach seinem Sohne. Die Mutter deutete nach dem Abgrunde. Der Fürst brach in Raserei aus und wollte die Mutter niederstechen. Plötzlich sprang Fabian dazwischen. Die Spitze des Mordstahls traf den Hals des kleinen Mannes, der stöhnend zu Boden sank.“

„Großer Gott!“ rief Louise erschüttert.

„Fabian war zwar geheilt, aber er blieb stumm. Der Hirschfänger hatte ihm die Sprachorgane verletzt. Wäre er nicht dazwischen gesprungen, der Fürst hätte das Leben seiner unschuldigen Gemalin auf dem Gewissen gehabt.“

„Warum,“ fragte Louise, „sollte die Fürstin den Mord vollbracht haben?“

„Ich weiß es nicht. Hier schloß die Erzählung der Mutter, die vorgab, daß sie auch nicht mehr wisse.“

„Und der Knabe?“

„Blieb verschwunden.“

„Das ist eine wunderbare Geschichte.“

„Aus den späteren Aeußerungen meiner Mutter und einigen Notizen in einem Taschenbuche schloß ich, daß meine Mutter selbst die Fürstin sei. Der arme Fabian blieb mir unvergeßlich, er erhielt sogar ein höheres Interesse, als es mir wahrscheinlich wurde, daß er meiner Mutter das Leben gerettet hatte. Denken Sie nun, wie mir zu Muthe ward, als ich den kleinen stummen Mann sah, als ich den Namen Fabian hörte.“

„Und als Fabian Sie verwundert anstarrte! Es unterliegt keinem Zweifel: wir führen die Lösung einer wichtigen Angelegenheit herbei.“

Die schnellen Rosse erreichten bald den Wald.

Das Forsthaus konnte also nicht mehr fern sein.

Der armen Louise ward je ängstlicher zu Muthe, je näher sie dem Ziele kam. Ihr war, als ob sie den Geliebten verlieren müßte. Daß er der Sohn des Fürsten sei, bezweifelte sie fast nicht mehr. Und dann hatte er nicht mehr über sich selbst zu bestimmen, dann mußte er sich dem Willen der hohen Familie fügen.

Während Louise zagte, empfand Charlotte die innigste Freude. Sie sollte ja den Bruder wiedersehen und der geliebten Mutter eine große Ueberraschung bereiten. Vor dieser Aussicht trat alles Andere in den Hintergrund. Im

Stillen aber gelobte sie sich doch, ihrem Georg treu zu bleiben.

Plötzlich lichtete sich der Wald.

Der Wagen rollte über den Wiesengrund und hielt vor dem Forsthause.

Fabian öffnete den Schlag.

Da stand die dicke Frau Friederike, harrend der Braut ihres Gastes.

Charlotte stieg zuerst aus.

Die Försterin, die Louisen zu empfangen glaubte, wich bestürzt zurück.

Louise sprang leicht aus dem Wagen.

„Kennen Sie die Dame?“ fragte sie lächelnd.

„Charlotte!“

„Ja, es ist Charlotte, deren Bild Sie besitzen.“

„Louise!“ rief eine Stimme.

Albert eilte aus dem Hause herbei.

Sie flog ihm entgegen. Zwanglos überließen sich Beide der Freude des Wiedersehens.

Man betrat das Forsthaus, und hier fand die gegenseitige Vorstellung statt.

Albert wußte nicht, wie er die Begleiterin seiner Braut nennen sollte. Frau Friederike war außer sich. Sie holte das Bild und hielt es Charlotten entgegen.

„Ich habe für Dich gewirkt!“ flüsterte Louise dem jungen Manne zu. „Meine Freundin ist die Tochter der Frau, deren Bild Du so oft betrachtet hast. Ich glaube, Du kannst sie als Deine Schwester betrachten.“

„Ach, weiß ich doch selbst nicht, wer ich bin!“ ant-

wortete Albert traurig. „Warum läßt man mich in der peinlichen Ungewißheit?“

„Es wird sich Alles aufklären.“

Charlotte reichte dem jungen Manne zitternd die Hand. Ward auch mit Hülfe Frau Friederike's eine Erklärung der Dinge herbeigeführt, so entstanden dennoch nur Vermuthungen, die sich durch Nichts bestätigen ließen, da Albert über seine Vergangenheit nur wußte, daß Andreas Brand ihn erzogen habe. Brand selbst hatte allerdings zu Charlotte Wolter in Beziehung gestanden, welcher Natur diese Beziehung aber gewesen, war durchaus nicht zu ermitteln. Frau Friederike versicherte, daß ihre Pflegebefohlene nie ein Wort darüber geäußert habe und daß sie selbst keinen Anlaß gefunden, darnach zu fragen, da sie den Zimmermann für einen bestellten Arbeiter gehalten. Die Ereignisse im Waldschlosse waren der Försterin fremd geblieben. Aber sie wagte zu behaupten, daß die junge Dame die Tochter jener reizenden Charlotte sei, die sich der Fürst in dem Forsthause habe antrauen lassen. Eine solche Aehnlichkeit, fügte sie enthusiastisch hinzu, könne nur zwischen Mutter und Tochter, oder zwischen Zwillingsschwestern existiren.

Es war also nun noch der Grund zu ermitteln, der den Schwager des Fürsten veranlaßte, sich so lebhaft für den jungen Mann zu interessiren. Das war eine schwere Aufgabe. Die Försterin versicherte zwar, der gnädige Herr Ignaz sei ein durch und durch braver Charakter, aber Albert setzte doch Mißtrauen in ihn, da Ignaz der Bruder der regierenden Fürstin sei und seine, Alberts, Anerkennung unmöglich betreiben könne. So war nun wiederum die Sache

dergestalt verwickelt, daß jede Vermuthung zu Schanden ward. Als nun der Förster heimkehrte und die Nachricht mittheilte, es sei ein Erlaß im Lande bekannt gemacht, wonach die Fürstin während einer längeren Reise ihres Gemals die Regierung übernommen habe, konnte sich Albert der Befürchtung nicht erwehren: der Schutz, der ihm geworden, sei nur ein Spiel tückischer Menschen gewesen. Die wiederholten Angriffe auf sein Leben hatten ihn eingeschüchtert.

Die Försterin ward nicht müde, Charlotten zu bewundern und sich mit ihr zu unterhalten. Die Liebenden fanden Gelegenheit, sich unbemerkt in den Garten zu schleichen. Arm in Arm erreichten sie die große Laube, die, wie wir wissen, inmitten ausgebreiteter Gemüsebeete lag.

„Louise," begann Albert, „mich verzehren Angst, Ungeduld, Sehnsucht und Langeweile. Ich bin vollkommen gekräftigt und kann arbeiten. Um mit Dir zu berathen, habe ich Dich so dringend um einen Besuch gebeten — Was beginne ich? Es ist mir unmöglich, länger in Unthätigkeit zu bleiben und mich dem Belieben vornehmer Leute zu überlassen, die mich vielleicht zu einem gefährlichen Zwecke verwenden. Ist es Dir recht, wenn ich mein Handwerk wieder ergreife und ein selbstständiger Mann werde? Willst Du dem Zimmermann ebenso treu anhangen, als dem vermeintlichen Fürstensohn?"

„Frage nicht so, Albert!"

„Du sollst bestimmen."

„Dann bestimme ich, daß wir uns so rasch als möglich trauen lassen."

„Louise, Louise!“

„Sind wir für alle Zeiten vereint, dann möge geschehen was wolle.“ —

„Uns kann Niemand mehr trennen!“

„Nur der Tod!“

Sie umarmten sich innig. Ihre Empfindungen verschmolzen in einem langen Kusse.

„Du sprichst von Trauung, Louise — Ich bin frei in meinen Entschlüssen; Du aber hast Eltern, die sich ihres Rechtes auf die Tochter nicht ohne Weiters begeben werden. Bedenke die obwaltenden Verhaltnisse!“

„Es ist Alles bedacht. Die Mutter willigt ein.“

„Um Gotteswillen!“

„Sie weiß, daß der Vater Dich zur Fabrik geschickt hat.“

„Sprich nicht mehr davon.“

„Und um das Vergehen zu sühnen —“

„Höre ich denn auch recht, Louise?“

„Will sie Dich als Sohn anerkennen.“

„Der Vater aber?“

„Soll später erfahren, was geschehen ist. Mag immerhin der Entschluß der Mutter aus ihren religiösen Anschauungen hervorgegangen sein — benutzen wir die Schwäche oder Stärke meiner Mutter — Albert, bist Du einverstanden?“

„Kannst Du den Gefangenen fragen, ob er den Kerker verlassen will? Kannst Du den Verschmachtenden fragen, ob er den lebenbringenden Labetrunk zurückweist? Ach, Louise, an Deiner Seite zu leben, für Dich zu sorgen und zu arbeiten, mit Dir Leid und Freude theilen, Dich immer zu

sehen und zu hören, das ist ein Glück, dessen theilhaftig zu werden ich kaum für möglich halte. Wenn ich gewünscht einen Namen und Stand zu erhalten, so wünschte ich es Deinetwegen. Und darum habe ich hier in Unthätigkeit verharrt, darum bin ich folgsam wie ein schwaches Kind gewesen. Hätte ich Millionen, ich gäbe sie hin, um Dich mir zu erkaufen. Nun will ich aber auch nicht länger fragen, wie das Alles gekommen ist, was Du mir berichtest — Ich nehme, was Du mir bietest! Hätte ich die schwersten Bedingungen zu erfüllen, ich erfülle sie gern. Sorgen wir für uns selbst, — auf Herrn Ignaz zähle ich nicht mehr."

Daß sie Albert geneigt finden würde, hatte Louise vorausgesetzt. Sie erzählte nun, was die Mutter gethan und beschlossen hatte.

„Du kehrst also nach Buchau zurück und wohnst in dem Häuschen des Vaters Brand, das Else noch verwaltet, obgleich es in den Besitz der Frau Wiprecht übergegangen ist. Von dort hole ich Dich zur Trauung ab, die im Hause des Pfarrers vollzogen werden soll. So hat es die Mutter bestimmt."

„Wann soll ich kommen?"

„Sei morgen Früh zehn Uhr in Buchau."

„Ich werde dort sein, zähle fest auf mich."

„Albert, kannst Du mich heute nicht begleiten?"

„So muß ich eine List anwenden."

„Bleibe nicht länger hier; der Gedanke, Du lebst in diesem einsamen Hause, macht mir eine große Pein. In der Stadt bist Du sicherer, und zumal jetzt, da die Erfüllung unserer heißesten Wünsche so nahe bevorsteht."

„Du hast Recht, ich muß Dich begleiten.“

„Nun schweige, auch gegen Charlotte, die unsern Plan nicht kennt. Zu geeigneter Zeit treten wir an die Oeffentlichkeit. Außer der Mutter weiß nur der Pfarrer darum, der den frommen Plan zu fördern versprochen hat.“

Noch eine Viertelstunde plauderten die Liebenden und versenkten sich dergestalt in ihr Glück, daß der Fürst, die Todesgefahr und alle Dinge in Vergessenheit kamen, die noch vor kurzer Zeit als so wichtig erschienen waren.

Louise, wir müssen es berichten, nahm gern den schlichten Zimmergesellen als Mann, sie wollte allein das Recht seines Besitzes haben nnd gönnte selbst der fürstlichen Familie keinen Theil daran. Ihr Wünschen und Begehren war das lauterste von der Welt, und vermuthete sie auch, daß die Mutter von Eigennutz geleitet würde, daß diese nach dem Vermögen der Frau Wiprecht strebte, so sprach sie doch nicht darüber. Die Vereinigung mit dem geliebten Manne sollte um jeden Preis herbeigeführt werden.

Charlotte trat in die Laube.

Bald kam auch die Förstersfrau. Sie brachte die Nachricht, daß Herr Ignaz angekommen sei und den jungen Herrn zu sprechen verlange.

Louise erschrak; sie fürchtete jetzt jede Entscheidung über das Schicksal des Geliebten.

„Wo ist der gnädige Herr?“ fragte Albert.

„Er erwartet Sie in Ihrem Zimmer. Gehen Sie nur rasch, der Herr Graf schien heiterer Laune zu sein.“

Albert flüsterte Louisen zu:

„Ich komme bald zurück. Fürchte Nichts mehr; es bleibt bei dem, was wir beschlossen."

Nach einem innigen Händedrucke trennten sie sich.

Die Zeit verfloß langsam, obgleich sich Frau Friederike bemühte, ein Gespräch zu unterhalten. Sie lobte ihren Gast, schilderte ihre Fürsorge und meinte, sie habe sich schon daran gewöhnt, ihn als Sohn zu betrachten. Eine Trennung von ihm würde ihr schwer ankommen. Dann fügte sie geheimnißvoll hinzu:

„Man sieht es ihm an, daß er kein gewöhnlicher Zimmermann ist. Mein Mann meint, die Sache würde sich nun wohl bald entscheiden."

Albert und der Graf kamen. Auch der gnädige Herr drückte sein Erstaunen aus, als er Charlotten sah, deren täuschende Aehnlichkeit mit dem Bilde er erwähnte. Freundlich fragte er nach der Mutter. Die Tochter gab in reizender Weise Auskunft. Nach einem kurzen Gespräche schied er. Man sah seine Equipage dem Walde zueilen.

„Was hat Ihnen der gnädige Herr gesagt?" fragte Friederike.

Albert war ernst geworden.

„Nicht viel," antwortete er. „Der gnädige Herr kommt morgen zurück, dann soll ich ihn begleiten."

„Wohin denn?" fragten Friederike und Louise zugleich.

„Darüber hat er sich nicht ausgesprochen."

Weiter ward dieser Punkt nicht beregt.

Albert ward bald wieder heiter. Er führte nun die beiden Mädchen durch den Garten und zeigte ihnen sein Lieblingsplätzchen.

Charlotte ward gesprächig. Ihre heitere Laune kehrte zurück und sie gab sich unbefangen, wie sie war.

Auch Louise vergaß ihre Sorgen, sie baute zu fest auf den Geliebten und gedachte nur des Glücks der Vereinigung mit ihm.

Albert wagte es nicht, das junge Mädchen seine Schwester zu nennen, obgleich in der Unterhaltung Manches geäußert ward, was mit Sicherheit auf die Verwandtschaft schließen ließ. Er sprach herzlich und innig zu ihr und forschte nach der Mutter, die lange vor ihm das Zimmer bewohnt haben sollte.

„Was hat Dir der Graf mitgetheilt?“ fragte Louise, die aus der Beklommenheit Alberts eine ungünstige Wendung der Dinge herleitete.

„Ich habe es bereits gesagt,“ antwortete er, nicht frei von Befangenheit.

„Und was gedenkst Du zu thun.“

„Ich begleite Dich!“ rief er, ohne zu überlegen. „Fräulein Charlotte hat die Güte, mich zu der Mutter zu führen.“

Fabian erschien und lud durch Zeichen die Gesellschaft ein, in das Haus zu kommen. Seine Blicke waren dabei auf Charlotte gerichtet, die er nicht genug ansehen konnte.

„Warten Sie!“ bat das muntere Mädchen.

Fabian wandte sich gespannt zurück.

„Sie sind nicht immer der Sprache beraubt gewesen?“

Der Stumme schüttelte mit dem Kopfe.

„Soll ich Ihnen das schreckliche Ereigniß nennen, das Sie unglücklich gemacht hat?“

Fabian bejahte es.

„Sie haben der Fürstin das Leben gerettet, indem Sie sich dem Hirschfänger des zornigen Fürsten entgegenwarfen."

Diese Worte setzten den kleinen Mann in große Verlegenheit. Er machte abwehrende Bewegungen mit den Händen, konnte aber doch die Thränen nicht unterdrücken, die unaufhaltsam seinen treuherzigen Augen entströmten.

„Ja, ja," rief Charlotte bewegt. „Sie sind derselbe Fabian, der hübsche Jokey, von dem mir meine Mutter erzählt hat. Ihr haben Sie das Leben gerettet."

Sie reichte ihm die Hand, die Fabian küßte. Konnte er auch seinen Empfindungen nicht Worte verleihen, so las man doch in den erregten Zügen, was in seinem Innern vorging. Gern hätte Albert seiner Dankbarkeit gegen den Stummen erwähnt, hätte laut gepriesen, daß Fabian auch ihm das Leben gerettet; aber er schwieg, um Louise nicht zu ängstigen. Dessen konnte er sich aber nicht enthalten, daß er den treuen Diener umarmte.

Man ging nach dem Hause. Friederike bewirthete ihre Gäste mit dem Besten aus Küche und Keller.

Der Förster Körner war wie verjüngt; er stieß an auf das Wohl des Fürsten und der ganzen fürstlichen Familie. Der Nachmittag verfloß rasch und die beiden Mädchen dachten an die Heimkehr. Für den armen Albert nahten jetzt schwere Augenblicke. Er sollte die beiden wackeren Leute betrügen, die sich seiner so warm angenommen, die dem Fürsten gelobt hatten, über ihn zu wachen. Das fiel seinem ehrlichen Herzen schwer. Er mußte es, die Botschaft des Grafen drängte ihn dazu. Nachdem er sich durch den An-

blick der reizenden Braut gestärkt hatte, betrat er sein Zimmer und steckte die unentbehrlichsten Kleinigkeiten zu sich.

„Graf Ignaz meint es doch nicht ehrlich," dachte er; „er hat mir das Versprechen gegeben, mich mit Louisen zu vereinigen, und doch — Nein, ich bleibe Zimmermann und halte Louisen den geleisteten Schwur. Das Leben ohne sie ist mir Nichts. Ich werde zurückkehren, sobald ich mit meiner Braut unauflöslich verbunden bin."

Er ging zu dem Förster, den er auf der Hausflur traf. So ruhig als möglich theilte er ihm den Entschluß mit, seine Braut nach der Stadt zu begleiten.

„Ich konnte es mir denken!" murmelte Körner lächelnd. „Der Wagen kommt zurück und so werden auch Sie wohl zurückkommen."

„Gewiß!"

„Ein Versprechen nehme ich Ihnen nicht ab."

„Es wäre auch überflüssig."

„Sie wissen, daß ich für Sie verantwortlich gemacht bin."

„Ich weiß es, Herr Förster."

„So fahren Sie mit der Braut, die ich von ganzem Herzen hochschätze. Gefahr ist nicht mehr zu fürchten, denn Ihr Mörder fault auf dem Dorfkirchhofe."

So schieden die beiden Männer.

Der Wagen war vorgefahren. Fabian, der die Zustimmung des Försters gesehen, war erfreut, daß sein junger Herr ihn begleitete. Frau Friederike flüsterte dem Scheidenden zu: „Denken Sie an das, was Ihnen der gnädige Herr gesagt hat und bleiben Sie Ihrem Versprechen treu!"

Albert nickte zustimmend mit dem Kopfe.

Der Förster sagte heimlich zu Fabian:

„Ich binde Ihnen unsern Freund auf die Seele; Sie kommen nicht ohne ihn zurück."

Der Stumme versicherte es durch nicht mißzudeutende Gesten. Und so fuhr der Wagen mit den drei jungen Leuten ab.

„Gern gönne ich ihm das Vergnügen," sagte der Förster zu seiner Frau. „Denkst Du noch an die Zeit unseres Brautstandes? Da war jede Minute kostbar, die wir beisammen bleiben konnten. Du begleitetest mich, wenn ich ging, bis an den Bach, und ich begleitete Dich nach dem Hause zurück. Das Begleiten wollte kein Ende nehmen."

„Ach ja," meinte seufzend Friederike, „das war eine schöne Zeit. Die Liebschaft der beiden junge Leute hat mich recht lebhaft daran erinnert. Wir sind nun älter geworden, Jakob, und da wir immer beisammen sind —"

„Ist auch das Beisammensein etwas Altes. — Na, warte nur, wenn mich der liebe Gott einmal abruft —"

„Sprich solche Dinge nicht, Jakob! Wir können schon noch ein Weilchen leben, und kommt es zum Sterben, so sterben wir Beide."

Der Förster lachte; aber es traten ihm dabei die Thränen in die Augen. Er hatte sein Weib herzlich lieb, wenn auch ein kleiner Zwist mitunter den ehelichen Frieden störte. Sie sprachen nun von Charlotten.

„Ich lasse es mir nicht nehmen," sagte die Frau, „die Beiden sind Geschwister. Und die Aehnlichkeit des Mädchens

mit der Mutter — mir war doch, als ob die alte Charlotte plötzlich eintrete! Die müßte der Fürst sehen!“

Jakob schob seine Lederkappe in die Stirn.

„Frau, ich weiß nicht, was ich von der Geschichte denken soll; sie währt mir viel zu lange. Entweder ist Albert der verloren geglaubte Sohn oder er ist es nicht. Fürst Balduin ist mit Charlotten getraut, das wissen wir. Er ist aber später auch mit der Gräfin Benigna getraut — Graf Ignaz ist der Bruder der jetzigen Fürstin, und er allein, man kann es wohl sagen, regiert unser Ländchen — Prinz Ewald lebt auch noch, er spekulirt auf Geld und Gut. — Ich begreife nicht, wie alle diese Dinge zu einem guten Ende geführt werden sollen.“

„Morgen will der Graf den Albert mit sich nehmen.“

„Hat er das gesagt?“

„Mir, in unserer Stube.“

„Nichts weiter?“

„Nein.“

Der Alte ging hinaus und machte sich in dem Hofe zu schaffen. Friederike schüttelte den Kopf, indem sie dachte:

„Mein Mann hat Recht; die Geschichte bleibt sonderbar. Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen, sagt das Sprichwort. Du lieber Gott, ich kann ja Nichts thun, gar Nichts. Mir wäre es schon recht, wenn Albert bei seiner Louise bliebe. Ich an seiner Stelle wüßte schon, was ich thäte — das schöne Mädchen verließe ich auf keinen Fall und wenn ich der Sohn eines Königs wäre. Mir ist der Kopf ganz wirr; ich kann keinen Zusammenhang bringen in

das, was hier vorgegangen ist und was noch vorgeht. So will ich mich denn in Geduld fassen und warten."

Sie ging ihrer häuslichen Beschäftigung nach.

Der Abend brach an.

Körner stand vor der Thür des Forsthauses, sah nach der großen silbernen Taschenuhr nnd beobachtete den Weg, der zur Stadt führte.

„Der Wagen könnte wohl schon zurückgekehrt sein!" murmelte er.

Er setzte sich auf die Bank neben der Hausthür und rauchte. Friederike, die den Kopf aus dem Fenster steckte, sah ihren Mann.

„Da ist etwas nicht richtig!" dachte sie. „Jakob raucht wie eine Feueresse. Ich merke schon, er bereut, Albert das Mitfahren gestattet zu haben. Nun, auf den kann er sich verlassen, der brave Mensch hält sein Versprechen, er wird uns nicht in Verlegenheit bringen. Ich wüßte auch nicht, warum er ausbleiben sollte. He, Alter!"

„Was gibt's!"

„Du bist ein Thor."

„So?"

„Ganz gewiß."

„Und warum denn?"

„Weil Du Dir närrischerweise Sorgen machst."

„Wohl möglich; aber ich hätte den jungen Mann doch nicht fort lassen sollen. Wenn man wieder einen Schurkenstreich verübt hätte — ich kann dem Albert nicht beistehen, muß ruhig warten. Das ist mir nicht recht!"

„Fabian und der Kutscher haben geladene Pistolen und Hirschfänger mit, und Albert, der ganz gesund ist, wird auch nicht müßig bleiben, wenn etwas passiren sollte."

Die Jägerburschen kamen aus dem Forste zurück und erstatteten Bericht, Friederike gab den Leuten das Abendessen. Köner, saß noch immer vor der Thür. Die Gattin trat zu ihm. In dem Augenblicke, als sie ein Gespräch beginnen wollte, rollte der fürstliche Wagen heran. Der Kutscher saß allein auf dem Bocke.

„Wo ist Fabian?" fragte der Förster.

„In der Stadt, Herr.

„Und der junge Herr?"

„Auch in der Stadt."

„Da haben wir's!" rief Körner. „Ich wollte, daß mich — Ich komme stets schlecht weg, wenn ich gefällig bin."

Der Kutscher war abgestiegen.

„Herr Albert," berichtete er, „läßt Ihnen sagen, daß er morgen um Mittag hier sein wird. Ich soll um elf Uhr mit dem Wagen an einem verabredeten Orte warten. Fabian hat Alles aufgeboten, um ihn zur Rückkehr zu bewegen — da antwortete der junge Herr, daß er kein Knecht sei, sondern nach Belieben handeln könne. Er habe nicht gerade versprochen, daß er heute zurückkommen wolle. Der Herr Förster möchte nur ganz außer Sorgen sein, Herr Albert wäre kein undankbarer Mensch. Fabian erklärte, daß er bei ihm bleiben würde. Darauf ging Albert ein. Ich bin zurückgefahren, da ich nichts weiter thun konnte.

Der Kutscher brachte den Wagen in die Remise.

„Laß' es gut sein, Alter," sagte die Frau; „Albert wird

schon kommen, ich halte ihn nicht für schlecht. Er wird wohl sein Häuschen in Buchau besuchen."

„Ich werde warten. Wehe ihm, wenn er mich belogen hat."

Die beiden Gatten nahmen schweigend das Nachtessen ein. Friederike sah oft nach dem Platze, den Albert sonst eingenommeu. Der liebgewordene Gast fehlte ihr. Noch in der Schlafkammer tröstete sie ihren besorgten Mann damit, daß sie Albert für gut und ehrlich halte.

„Man sollte keinem Menschen mehr trauen," meinte dieser. „Ich habe Auftrag, Gewalt anzuwenden, wenn gute Worte nicht helfen. Nun, Fabian wird ja schon wissen, was er zu thun hat."

So ging der Tag im Forsthause zu Ende.

Fünftes Capitel.

Die Trauung.

Der Kutscher hatte berichtet, was er gehört und gesehen. Als der Wagen abgefahren, standen die vier Personen unter der Linde.

„Gute Nacht, Louise!" sagte Albert. „Wann sehe ich Dich wieder?"

„Morgen Früh neun Uhr."

„Ich erwarte Dich in Buchau. Sei pünktlich, Louise; ich lege Dir's an's Herz. Du weißt ja, daß ich um Mittag bei meinen Wohlthätern sein muß, die in Sorge leben."

Während er Charlotten die Hand reichte, sagte er:

„Louise wird mich zu Ihnen und zu Ihrer Mutter führen; auf Wiedersehen. Ach," fügte er hinzu, „wäre es mir vergönnt, Sie Schwester zu nennen!"

So schieden sie.

Die beiden Mädchen verschwanden zwischen den Hecken.

Albert und Fabian schlugen den Weg nach Buchau ein.

„Es ist mir lieb," sagte der Zimmermann, „daß Sie bei mir bleiben, denn ich habe Sie lieb gewonnen, und halte Sie für meinen Freund. Was auch aus mir werden möge — ich werde nie vergessen, daß Sie mir das Leben gerettet haben. Bei dem Grafen und dem Fürsten werde ich Sie entschuldigen. Da Sie mich nicht mit Gewalt fortschleppen konnten, sind Sie mir gefolgt."

Fabian deutete an, daß er nicht anders handeln konnte.

„Ich begreife das vollkommen!" rief Albert. „Sprechen wir nicht mehr davon; morgen Mittag fahren wir nach dem Forsthause zurück. Bis dahin werde ich meine Geschäfte besorgt haben, die eben so wichtig sind, als die Rückkehr zu den Försterleuten. Wer kann denn wissen, was morgen und in der nächsten Zeit geschieht."

Arm in Arm setzten die Freunde den Weg fort. Es war völlig dunkel, als sie das Dorf erreichten. Da lag das Haus, in welchem Albert seine Jugend verlebt hatte. Weh=

müthige Erinnerungen stiegen auf, er mußte stehen bleiben und das friedliche Gebäude einige Augenblicke betrachten.

„Hier ist Vater Brand gestorben!“ flüsterte er seinem Begleiter zu. „Der brave Mann hat ein ganzes Jahr geduldig schweres Leid ertragen — ach, hätte er besser für mich gesorgt.“

Jetzt blitzte Licht aus dem Fenster des Wohnstübchens.

Albert trat in das Gärtchen und sah durch das Fenster. Else saß am Tische, öffnete die große Bibel und schickte sich an, ihre Abendandacht zu halten.

Nun klopfte Albert.

Das war ein ungewohntes Geräusch für die Wirthschafterin, die seit lange in Ruhe gelebt hatte.

„Wer ist denn da?“ fragte sie erschreckt, indem sie aufstand und den Tisch verließ.

Else öffnete das Fenster.

„Guten Abend, Else!“

Sie stieß einen Schrei aus.

„Albert!“

„Ich bin es.“

Die gute Bäuerin zitterte am ganzen Körper. Sie holte die Lampe und leuchtete dem jungen Manne in das Gesicht. Nun hatte sie ihn erkannt, trotz des vollen Bartes, den er trug. Schluchzend ging sie, um die Hausthür zu öffnen.

Eine Minute später betraten Albert und Fabian das Stübchen.

Else zerrte mit zitternder Hand den Docht höher aus der Zinnlampe, heute wollte sie das Oel nicht sparen, es

sollte ganz hell sein. Sie wußte schon, daß Albert nicht verunglückt sei, aber sie hatte nicht erwartet, daß seine Ankunft so schnell erfolgen würde. Die Einzelnheiten seiner Rettung und seines Aufenthaltes kannte sie nicht. Louise hatte sie ihr vorsichtig verschwiegen.

Die Freude des Wiedersehens läßt sich kaum beschreiben. Albert konnte sich nicht enthalten, der weinenden Frau die Wange zu küssen. Und Else stand regungslos mit ihrer Lampe, den eleganten jungen Mann anstarrend. Nach und nach ward sie redselig; aber sie sprach verworren, ihre Freude war zu groß.

Sie deckte den Tisch, brachte kalte Küche und forderte zum Essen auf.

Albert stellte Fabian als seinen besten Freund vor und bemerkte dabei, daß der arme Mann stumm sei.

Else berichtete, was in der letzten Zeit vorgegangen. Dies Alles hatte für den Zimmergesellen nur wenig Interesse; er stand am Vorabende seiner Trauung mit der Geliebten und das beseligende Gefühl des Bräutigams beherrschte jede andere Regung. Gern hätte er sich mitgetheilt, hätte sein nahes Glück verkündet; aber eingedenk des Louisen gegebenen Versprechens schwieg er. Auch stieg die Befürchtung in ihm auf, daß die Verwirklichung seines heißesten Wunsches gestört werden könne. Es war ihm nicht möglich, das Mißtrauen gegen Fabian ganz zu verbannen, da dieser gewissermaßen als Wächter ihn begleitete und Pflichten gegen die fürstliche Familie zu erfüllen hatte.

Nach Tische machte Albert die Runde durch das Haus; er wollte die alten wohlbekannten Orte sehen, an denen er

die glückliche Jugendzeit verlebt hatte. Die Erinnerung an Vater Brand ward in ihrer ganzen Schmerzlichkeit lebhaft angeregt. Das Schurzfell und das Handwerkszeug befanden sich noch an dem gewöhnlichen Platze. Auch das des Zimmergesellen war unberührt geblieben. Albert zeigte es seinem Begleiter, der es mit großem Interesse betrachtete.

„Hätte doch Vater Brand besser für mich gesorgt!" rief der junge Mann. „Eine kleine Notiz über meine Herkunft würde den entsetzlichen Weitläufigkeiten vorgebeugt haben, die meine Lage bis zur Unerträglichkeit steigern. Freund Fabian, ich kümmere mich um nichts mehr, ich werde wieder Zimmermann."

Der Stumme schüttelte das Haupt, er war anderer Meinung.

„Haben Sie die feste Ueberzeugung, daß ich der Sohn des Fürsten bin?"

Fabian versicherte es durch alle ihm zu Gebote stehende Zeichen.

„Schaffen Sie Beweise!"

Der Stumme ergriff die linke Hand des Zimmermanns und deutete auf die Narbe und den verunstalteten kleinen Finger, wie er schon oft gethan, wenn er seine Ansicht rechtfertigen wollte.

„Allerdings," sagte Albert, „so lange ich denken kann, habe ich den verkrüppelten Finger, der mich glücklicher Weise nicht an der Arbeit hindert; aber ich weiß nicht, wie ich dazu gekommen bin."

Fabian suchte begreiflich zu machen, daß ein Hund den Knaben gebissen habe.

„Lassen wir das, es bietet keinen Anhaltepunkt. Ich greife wieder zur Axt. Jetzt beantworten Sie mir eine Frage, Fabian. Der Graf hat mir versprochen, mich mit Louisen zu vereinigen. Sie kennen den Grafen?“

Der kleine Mann bejahte es.

„Wird er Wort halten?“

Nun zuckte Fabian mit den Achseln.

„Sie zweifeln also daran?“

Fabian verneinte es.

„Nun, was meinen Sie denn?“

Der Angeredete legte treuherzig die flache Hand auf die Brust und sah Albert mit Blicken an, die unzweideutig sagten: „Ich habe keine Meinung!“

„Das ist schlimm! Der gnädige Herr würde viel in meiner Achtung verlieren, wenn er mir ein so wichtiges Versprechen gegeben hätte, nur um mich gefügig zu machen. Ich begreife überhaupt die Dinge nicht, die man mit mir vorgenommen. Man schickt mich auf den Thurm, wo mein Leben in Gefahr schwebte, und später sucht man mich vor den Angriffen böser Menschen zu schützen. O, wäre ich nicht krank gewesen!“

Else hatte zwei Betten in dem Giebelstübchen zurecht gemacht. Die beiden Freunde zogen sich dahin zurück und schickten sich an, zur Ruhe zu gehen.

Fabian wollte seinen jungen Herrn bedienen; dieser lehnte es ab mit dem Bemerken, daß er nun nicht mehr krank sei. Jeder machte seine Nachttoilette.

Die Thurmuhr des Dorfes schlug eilf. Da klopfte Else noch einmal an die Thür, die Albert öffnete.

Die Wirthschafterin sah erschreckt aus.

„Was ist geschehen, Else?"

„Sie sind zur rechten Zeit gekommen, Herr Albert."

„Warum denn?"

„Ich allein hätte mich zu Tode gefürchtet."

Die Bäuerin konnte kaum sprechen.

„Wir gewähren Ihnen Schutz. Was ist geschehen?"

Ein verdächtiger Mensch umschleicht das Haus. Ich habe ihn vor acht Tagen schon einmal gesehen. Da kam er gegen Abend und sprach davon, daß er das Grundstück kaufen wolle — ich mußte ihm den Garten zeigen, der als Bauplatz vorzüglich Werth für ihn habe. Er sagte, Frau Wiprecht schickte ihn. Treten Sie nur an das Fenster und Sie können ihn sehen."

Albert löschte das Licht aus. Dann öffnete er leise das Fenster, das, wie wir wissen, nach dem Garten hinausging und sich eben nicht hoch über der Erde befand. Die ganze Giebelmauer des Hauses war mit Weinblättern bedeckt.

Rings war Alles still. Kein Mensch ließ sich sehen. Der Mond, der kaum aufgegangen, sandte ein falbes Licht in den schweigenden Garten. Albert erinnerte sich des Mannes, den er einst spät an dem Fenster des Erdgeschosses gesehen hatte. Sollte dieser Mensch noch einmal sich zeigen?

„Ist die Thür verschlossen, Else?"

„Ganz fest."

„Wie haben Sie den Fremden gesehen?"

„Aus meinem Kammerfenster; er stieg über den Zaun in den Garten, dann verschwand er hinter den Büschen. Von hier aus muß man ihn sehen können."

Albert lauschte. Fabian stand neben ihm. Die ängstliche Else hatte sich auf einen Stuhl gesetzt. Mehrere Minuten verflossen. Da stieß der Stumme den Zimmermann an, als wollte er ihn aufmerksam machen. Aus dem Hauptwege des Gartens trat die dunkle Gestalt eines Mannes hervor. Sie schritt langsam quer über das große Beet, in dessen Mitte der Birnbaum stand, derselbe Baum, den der verstorbene Vater Brand stets mit großer Vorliebe gehegt und gepflegt hatte. Die saftigen Früchte desselben waren ihm ein hoher Genuß gewesen. Die Erde an dem Stamme des Baumes hatte er selbst in jedem Frühjahre gelockert und die Saat darin ausgestreut.

Der Mann betrachtete eine Zeit lang das Haus, als ob er sich überzeugen wollte, daß die Bewohner schliefen. Er verschwand wieder.

„Das ist verdächtig!“ flüsterte Albert.

Fabian holte seine Pistolen herbei. Den Hirschfänger, den er unter dem Oberrocke getragen, legte er leise auf den Tisch.

Else sah mit Entsetzen diese Vorbereitungen, die offenbar auf eine drohende Gefahr hinwiesen.

„Nein, ich bleibe nicht länger allein in dem Hause!“ dachte sie. „Was würde aus mir geworden sein, wenn Albert nicht gekommen wäre! Ist es doch als ob in diesem Hause ein Schatz verborgen wäre, den die Leute rauben wollen. Ich komme ja vor Angst und Schrecken nicht mehr zur Ruhe!“

Die Bäuerin hatte vielleicht recht in Bezug auf den Schatz.

Die beiden Männer standen immer noch lauschend an dem geöffneten Fenster. Sie beobachteten folgende Szene.

Statt des einen Mannes kamen zwei Männer zurück. Woher sie kamen, ließ sich nicht unterscheiden, sie waren plötzlich da.

Das Haus lag, wie schon angedeutet, in kurzer Entfernung von dem Dorfe, umgeben von Gärten, Wiesen und einigem Ackerlande, mithin völlig einsam. Diesen Umstand mußten die Männer genau kennen, denn sie schienen darauf bei ihrem Unternehmen gerechnet zu haben.

„Sie wissen," fragte eine Stimme, „daß die Frau allein ist?"

Eine zweite antwortete:

„Ganz allein."

„Wo schläft sie?"

„In einem Kämmerchen des Stockwerks; das Kämmerchen befindet sich über der Hausthür."

„Das, was im Giebel vorgeht, hört sie also nicht."

„Wenn sie schläft, gewiß nicht."

„Sollte sie erwachen, so werden wir sie zur Ruhe bringen. Von den müden Dorfbewohnern kommt keiner hieher. Legen Sie die Maske an und beginnen Sie das Werk. Es ist auf alle Fälle gut."

„Sie werden mich begleiten und die Laterne halten, damit ich frei arbeiten kann."

„Gewiß. Diese Nacht müssen wir zum Ziele gelangen, da es wahrscheinlich ist, daß in den nächsten Tagen jener Albert kommt, den wir zu fürchten haben."

So leise diese Worte auch gesprochen waren, die Lauscher am Fenster hatten sie doch verstanden.

Der Eine gab dem Andern eine Laterne.

Dann gingen Beide dicht an das Haus.

„Noch ein Wort!“

„Was ist's?“

„Sind Sie genau über den Ort unterrichtet, der den Kasten bergen soll?“

„Vollkommen.“

„Gut.“

„Ich brauche nur die dritte Diele vom Fenster aufzureißen und der Schatz liegt am Tage. Die dazu nöthigen Instrumente trage ich bei mir. Die Arbeit wird bald vollbracht sein.“

Nun trat eine Pause ein.

Fabian hielt die Hand seines jungen Freundes fest in der seinigen. Ein heftiges Zittern verrieth, daß der Vorgang dort unten ihn höchlich interessirte, daß er ihm vielleicht eine große Bedeutung beilegte.

„Es handelt sich ohne Zweifel um die hinterlassenen Papiere meines Pflegevaters!“ flüsterte Albert. „Wie aber ist es möglich, daß diese Männer ein Geheimniß kennen, das mir bis jetzt verborgen geblieben?“

Der Stumme drückte die Hand des Freundes fester. O, wäre er der Sprache mächtig gewesen, er würde schon jetzt eine Enthüllung gemacht haben, die Albert in Staunen versetzt hätte. Das scharfe Ohr des Stummen hatte schon viel gehört. Zunächst würde er gesagt haben: „es ist ein großes Glück, daß wir diese Nacht im Hause sind.“

Man hörte deutlich, daß unten das Fenster geöffnet ward.

Albert neigte sich vorsichtig hinaus. Der eine der Männer war schon verschwunden. Der zweite schickte sich an, in das Stübchen zu steigen. Es war dies nicht schwer, da sich das Fenster kaum vier Fuß über der Erde befand. Es gelang.

„Beide sind im Hause!“ flüsterte Albert.

Fabian zuckte heftig zusammen.

„Else!“

„Hier bin ich.“

„Führen Sie meinen Freund leise die Treppe hinab zur Stubenthür.“

„Was wollen Sie thun?“ fragte die zitternde Bäuerin.

„Ich steige an dem Birnbaum hinab. Ihr öffnet nur dann erst die Thür, wenn ich rufe.“

Der Stumme drückte seinen Beifall aus; er reichte dem Freunde ein Pistol. Er selbst nahm den Hirschfänger und das zweite Pistol.

„Still!“

Man hörte unten das leise Rücken von Geräthen und dann das Arbeiten mit einem Brecheisen. War das Geräusch auch schwach, so ließ es sich doch bei der tiefen Nachtstille in dem leicht gebauten Hause deutlich vernehmen. Ein Schläfer würde dadurch nicht gestört worden sein.

Albert hatte das Pistol zu sich gesteckt. Es handelte sich nur darum, die beiden Diebe an der Entführung ihres Raubes zu hindern, da aus dem Gespräche derselben bereits

bekannt geworden, wo der Holzkasten verborgen sein sollte. Man durfte also keine Zeit verlieren.

Nachdem Albert den Beiden zugeflüstert, daß sie hinabschleichen und sich an die Thür postiren sollten, wartete er noch einige Augenblicke; dann ergriff er einen langen Zweig des Birnbaums, schwang sich, geschmeidig wie eine Katze, auf das Fensterbrett und hing die ganze Last seines Körpers an den elastischen Zweig, der sich bog und zufällig gerade so, daß der gewandte Zimmermann mit den Füßen in das offene Fenster des Erdgeschoßes fahren konnte. Mit einem kurzen Satze stand er in dem Stübchen. So mußte der Teufel aus der Luft herabfahren, der die Seele eines Sünders holen will.

Die beiden Diebe fuhren entsetzt zurück. Noch ließen sie sich nicht erkennen, da sie Masken vor den Gesichtern trugen. Man sah nur ihre Augen, die erschreckt durch die Löcher blitzten. Die Diele war zur Hälfte aus der Erde gehoben; es bedurfte noch eines kräftigen Stoßes und sie war ganz frei.

Albert war ohne Rock; seine kräftige Recht schwang das Pistol. Die eine der Masken, eine lange Gestalt, hatte ebenfalls eine Schußwaffe gezogen. Die zweite, die gearbeitet hatte, hob das Brecheisen.

„Halt!“ rief Albert drohend.

„Ruhe!“ zischte eine Stimme, die offenbar verstellt war. „Wir haben ein Recht, hier Nachsuchung zu halten. Sie aber gehören nicht in dieses Haus. Frau Wiprecht hat uns Erlaubniß ertheilt.“

„Um Mitternacht durch das Fenster zu steigen, um das Eigenthum des verstorbenen Brand zu stehlen. Noch bin ich der Herr dieses Hauses — herein, Fabian!“

Man hörte, daß an der Thür gerüttelt ward. Die beiden Diebe hatten sich vorgesehen, hatten die Thür verriegelt. Albert konnte nicht öffnen, da die Masken ihn von der Thür trennten.

„Junger Mann,“ rief die lange Gestalt, „Sie setzen Ihr Leben auf das Spiel, wenn Sie uns in der Arbeit stören, die wir vornehmen müssen, weil es sich um die Entdeckung eines Verbrechens handelt, das der verstorbene Brand begangen.“

„Mein Vater war ein Ehrenmann! Den vernichte ich, der ihn einer schlechten That zeiht! Hoffen Sie nicht, mich einzuschüchtern oder durch Lügen zu berücken — Sie aber mögen die Rechtmäßigkeit Ihres Beginnens dadurch beweisen, daß Sie die Maske ablegen. Ein ehrlicher Mann kann sein Gesicht Jedem zeigen.“

Fabian rüttelte wiederum an der Thür. Albert rief ihm zu, er möge das Schloß zerschlagen. Es erfolgten auch einige Schläge, die leider wirkungslos blieben. Die Lage des jungen Mannes ward nun bedenklich. Die Maske ergriff das Brecheisen und riß mit großer Kraftanstrengung die Diele aus dem Boden. Wie ein Tiger stürzte sie auf die entstandene Oeffnung und hob einen kleinen, aus schwerem Eichenholz gefertigten Kasten empor.

„Die Hinterlassenschaft meines Vaters!“ dachte Albert. „Hier also hat er sie aufbewahrt. Ich lasse sie mir nicht entreißen und sollte ich das Aeußerste wagen.“

Die Männer starrten sich schweigend einander an. Keiner schien zu wissen, wozu er sich entschließen sollte. Und doch mußte ein Ausweg gefunden werden. In diesem Augenblicke krachten gewaltige Schläge an die Thür. Else hatte eine Axt geholt, mit der Fabian das Schloß zerschlug.

Die Thür sprang auf. Der Stumme, seinen Hirschfänger schwingend, stürzte in das Stübchen. Else, eine brennende Lampe haltend, stand bleich und zitternd auf der Schwelle. Sie stieß einen durchdringenden Schrei aus, als sie die Verheerung sah. Fabian machte wenig Umstände; er schlug dem langen Manne rasch das Pistol aus der Hand und riß ihm die Maske ab. Das Gesicht Reinhardt's, des prinzlichen Intendanten, ließ sich erkennen.

Fabian starrte ihn einige Augenblicke an. Dann stieß er ein Wuthgeheul aus, als ob er den ärgsten Feind erblickte. Krampfhaft zitternd hielt er den Hirschfänger in beiden Händen. Er hob die Mordwaffe empor, ließ sie jedoch rasch sinken und deutete durch Bewegungen und Geberden an, daß Reinhardt nicht verdiene, von ihm berührt zu werden. Das Pistol, das am Boden lag, stieß er mit dem Fuße hinweg; es flog in die Oeffnung der aufgerissenen Diele.

Reinhardt war blaß geworden wie eine Leiche. Trotzdem lächelte er und sah verachtend seine Feinde an. Ruhig hüllte er sich in den leichten Mantel, der nachlässig auf den Schultern lag.

„Sie thun wohl, mein Freund, wenn Sie mich unbehelligt ziehen lassen,“ sagte er mit bebender Stimme. Der, der mich sendet, hat es gut mit Ihnen im Sinne —“

„Falscher, boshafter Mann!“ rief Albert. „Ihr Auftraggeber hat es gut mit mir im Sinne — Sie lügen! Verderben will er mich —, und Sie bieten gewissenlos die Hand dazu.“

„Genug! Ich habe weder Zeit noch Lust —“

„Wer hat mich tückisch in den Teich gestoßen, daß ich in dem Kanale umkommen sollte? Sie, der Teufel, der kein Verbrechen scheut! Wer hat den rohen Mann gedungen, der mich in dem Forsthause morden sollte? Wiederum der würdige Intendant eines edlen Herrn — Da der Zimmergeselle, der harmlos seine Straße zieht, nun ein zähes Leben hat, wollen Sie ihm die Dokumente rauben, die Aufklärung über seine Herkunft geben — Ich durchschaue Sie, Nichtswürdiger! Sie stehlen und morden um Lohn! Zu feig, um selbst Hand anzulegen, dingen Sie feile Subjekte der niedrigsten Art!“

„Zählen Sie auch den Zimmermeister Gerold zu diesen Subjekten?“ fragte Reinhardt. „Sehen Sie sich vor; der Vater Louisens könnte leicht vor das Kriminalgericht gezogen und wegen eines gewissen Balkenstoßes verantwortlich gemacht werden, der einem braven Arbeiter das Leben gekostet hat.“

„Was ist das?“

„Die Wahrheit.“

„Sie lügen.“

„Lassen Sie es darauf ankommen.“

Diese Worte rief Reinhardt mit einem teuflischen Lächeln. Dann wollte er sich durch die Thür entfernen.

„Halt!“ donnerte Albert.

„Was wollen Sie?“

„Legen Sie den Kasten ab! Alles, was sich in diesem Hause befindet, ist mein Eigenthum.“

Der zweite Dieb trug die Maske noch.

Er zögerte zu folgen, als er den Befehl Alberts vernommen, der mit glühenden Blicken jede Bewegung überwachte. Der Kasten enthielt ohne Zweifel den Schlüssel zu dem Geheimnisse, das zu ergründen die wichtige Aufgabe des jungen Mannes war.

„Ihre Person gilt mir für jetzt nichts,“ fügte Albert hinzu. „Hier sind zwei Zeugen, die Ihre Frevelthat gesehen — Sie mögen sich entfernen, aber der Kasten bleibt zurück.“

In diesem Augenblicke sprang Fabian auf und entriß dem Diebe die Maske.

Für Albert und Else zeigte sich zwar ein unbekannter Kopf, aber der Stumme mußte ihn kennen, denn er stieß unartikulirte Töne aus, die Erstaunen und Abscheu zugleich verriethen. Wir können dem Leser sagen, daß der zweite Dieb ein Diener des Fürsten Balduin war, der sich des Vertrauens des Grafen Ignaz erfreute.

Nun gerieth Fabian in Wuth. Rasch sprang er auf den Bedienten und entriß ihm den Kasten, den er auch nach kurzer Gegenwehr fahren ließ und dann eine Verwünschung murmelte.

Albert ergriff den Hirschfänger, nachdem er die Brechstange beseitigt hatte.

„Noch ein Wort, Herr Intendant!“

Reinhardt wandte sich verachtend ab.

„Sie werden,“ fuhr der junge Mann fort, „jetzt buchstäblich meinen Befehl erfüllen.“

„Ihren Befehl!“

„Wenn nicht, so mache ich von meinem Hausrechte Gebrauch. Ich bin Ihnen gewissermaßen Dank schuldig.“

„Wofür?“

„Daß Sie den Boden haben aufreißen lassen. Ohne den nächtlichen Besuch, den sie dem Hause des Arbeiters abstatteten, würde ich vielleicht nie erfahren haben, wo der Verstorbene seine Papiere niedergelegt. Sie sind mir also ein zuverlässiger Wegweiser gewesen. Wie Sie selbst in den Besitz des Geheimnisses gelangt sind, brauche ich nicht zu wissen, es genügt mir, den Kasten zu haben.“

„O, wir werden uns schon verständigen.“

„Wir sind auf dem besten Wege.“

„Ich kann Ihnen später noch nützen — Sie verkennen mich — ich bin der Freund Meister Gerold's.“

„Dies Alles bedenkend befehle ich Ihnen, auf demselben Wege das Haus zu verlassen, auf dem Sie es betreten haben.“

Fabian nickte lebhaft seine Beistimmung und zugleich deutete er nach dem Fenster.

Albert hob den Hirschfänger.

„Vorwärts!“ rief er.

Fabian übergab seinen Kasten der Haushälterin, die hinter ihm stand. Dann zog er das Pistol und ließ den Hahn desselben knacken. Dieses unheimliche Geräusch brachte die gehoffte Wirkung hervor. Der Begleiter Reinhardt's schwang sich behend durch das Fenster und verschwand im Garten.

Jetzt trat der Intendant Albert näher; er konnte sich doch zu einem so schimpflichen Rückzug nicht entschließen.

„Junger Mann," flüsterte er, „morgen ist Ihr Trauungstag — Wie Sie mich anstarren! Nicht wahr, ich bin gut unterrichtet?"

„Mensch, wer ist mit Ihnen im Bunde?"

„Nennen Sie meinen Verbündeten den Teufel — Sie sehen, er ist zuverlässig. Ein Wort von mir genügt, und Ihre Louise bleibt morgen Früh aus. Ich bin der Freund Gerold's! Vergessen Sie das nicht."

Albert überlegte nicht lange.

„Mein Herr," sagte er fest entschlossen, „ich leugne es nicht, Louise ist meine Braut, meine heißgeliebte Braut, aber ich wäre ein Feigling, wollte ich mich durch Sie einschüchtern lassen."

„Bedenken Sie Alles!"

„Es ist bedacht. Sie sind mein Mörder!"

„Ein Versehen!" stammelte Reinhardt. „Der schmale Gang auf dem steilen Ufer —"

„Man wird Sie später zur Rechenschaft ziehen. Damit Sie aber den Hals nicht brechen und gesund vor dem Richter erscheinen können, gestatte ich Ihnen, das Haus durch die Thür zu verlassen."

Er nahm die Lampe und leuchtete dem braven Manne hinaus, der demüthig folgte.

Fabian schob den Riegel an der Thür zurück. Der Intendant verschwand in dem Dunkel der Nacht.

Die drei Personen kehrten in das Stübchen zurück. Albert untersuchte noch einmal die Oeffnung in dem Boden,

dann schloß er sie wieder mit der Diele. Diese Arbeit wurde rasch vollbracht.

„Vater Brand muß den Kasten lange verborgen haben," meinte Else; „ich erinnere mich, daß er vor sechs oder sieben Jahren die Stube neu dielte, und nur bei dieser Gelegenheit kann er den Kasten versteckt haben. Aber wie ist mir denn? Ganz recht — da fällt mir ein, daß der Vater diesen Kasten, der wie ein Kürbis aussieht, mitgebracht hat."

„Er hat ihn mitgebracht?"

„Ja, ja; ich weiß es jetzt genau. Eine Zeit lang hat das wunderliche Ding in dem Wandschranke gestanden."

„Else, die Sache ist von Wichtigkeit."

„Ich glaube es wohl."

„Sagen Sie mir Alles, was Sie wissen."

„Vater Brand brachte ihn von der Reise mit, die er jährlich einmal in dem schönen Wagen machte. Als ich ihn fragte, was er damit wolle, antwortete er: ich muß ihn abgeben. Dann war nicht wieder die Rede davon. Gleich darauf besserte er den Fußboden aus."

Albert erinnerte sich dieses Umstandes; er selbst hatte die Bretter vorrichten helfen. Weiter wußte er nichts. Nun wollte er das ovale Behältniß, das aus schwerem Eichenholze verfertigt war, öffnen. Es war weder ein Schloß, noch sonst eine Vorrichtung daran, die das Oeffnen erlaubte. Der Schwere nach hätte man es für massiv halten müssen. Kein Reifen deutete an, daß es aus einzelnen Stücken bestand. Albert wollte den Holzkürbis mit dem Beile zerschlagen. Dem widersetzte sich Fabian.

„Wir müssen das Ding doch öffnen!" rief der junge

Mann, der vor Begierde brannte, die Hinterlassenschaft seines Vaters kennen zu lernen und durchaus nicht daran zweifelte, daß sie in diesem Holze aufbewahrt ward.

Der Stumme schien unschlüssig zu sein, was er beginnen sollte; aber er betrachtete den Kürbis mit der Miene eines Mannes, der die Einrichtung kannte.

Albert erinnerte sich, daß Fürst Balduin von ihm gefordert hatte, ein Kästchen aus dem Sarge im Thurme zu holen, daß er das Kästchen allerdings gebracht, daß der Fürst aber die Papiere darin nicht gefunden, die er vermuthet hatte. Dann war jene schreckliche Szene gefolgt, die Benigna durch ihr muthiges Entgegentreten beendet. Sollten die Papiere, die der Fürst gesucht, sich hier vorfinden? In diesem Falle mußte Brand sie heimlich mit sich genommen haben.

„Kennen Sie das Behältniß?" fragte Albert.

Fabian nickte.

„Sie haben es in dem Waldschlosse gesehen?"

Der kleine Mann bejahte es.

„Bei dem Fürsten?"

Fabian bejahte es; er gab zu erkennen, daß der Fürst es auf seiner Drechselbank angefertigt habe. Dabei ahmte er das Drechseln nach.

„Und dann?"

Weiter wußte der Stumme nichts.

„Wir müssen das Holz zerschlagen.

Fabian war immer noch dagegen.

„Es enthält Papiere, die für mich von großer Wichtigkeit sind. Was liegt an der Hülle, wenn der Kern unversehrt bleibt. Heute muß ich Gewißheit haben!"

Jetzt schien der Stumme entschlossen zu sein. Er sah seinen Freund theilnehmend an, drückte ihm die Hände, nahm den Hammer, dessen sich Albert zur Schließung des Bodens bedient hatte, und schlug heftig auf den eisernen Knopf, der sich an dem Kürbis befand. Das Behältniß spaltete sich der Länge nach. Der Mechanismus war bewunderungswürdig, ein Meisterstück des armen Fürsten, wie Alles, was er in seinem Atelier geschaffen. Die Holzhülle war mit weißem Bleche gefüttert. In dem Bleche lag ein Paket Papier, das durch ein schwarzes Band zusammengehalten ward.

Fabian stieß einen Schrei der Ueberraschung aus.

„Kennen Sie die Papiere, Freund?“

Der Stumme gab sie ihm.

„Geht zu Bett; ich allein werde wach bleiben.“

Fabian veranlaßte den Freund, mit ihm in das Giebelstübchen zu gehen. Während Else in der Wohnstube aufräumte, stiegen die Freunde die Treppe hinan. Hier begann Albert zu lesen.

Schon nach einer Viertelstunde reichte er dem Freunde die Hand.

„Fürst Balduin ist mein Vater!“ sagte er freudig und stolz. „Und Brand, mein zweiter Vater, hat recht gethan, diese Papiere zu verbergen. Mehr kann ich Ihnen jetzt nicht mittheilen — aber ich bedarf Ihrer noch, Freund! Was Sie mir gethan, werde ich nie vergessen.“

Hätte Fabian schreiben können, so würde er auf ein Papier geschrieben haben:

„Daß mein Freund der Sohn des Fürsten ist, habe ich

nie bezweifelt; ich habe es nur nicht durch überzeugende Beweise darthun können."

Albert fügte hinzu: „Brand hat geschwiegen, um die Ehre und Ruhe seines fürstlichen Freundes zu retten."

Nach geschehener Aufforderung versicherte Fabian feierlich, so lange die Auffindung des Behältnisses mit den Papieren als Geheimniß zu betrachten, bis die Verhältnisse das Gegentheil gestatteten.

Der kleine Mann verfiel bald in einen festen Schlaf, denn er war recht müde. Daß Albert vor freudiger Erregung der Ruhe nicht theilhaftig ward, brauchen wir wohl nicht zu versichern.

So verfloß der Rest der Nacht.

Als der Morgen dämmerte, ging Albert durch den Garten. Mit einem wehmüthigen Gefühle begrüßte er die alten ihm liebgewordenen Orte und Gegenstände. Jeder Baum, jeder Strauch, jede Blume erinnerte ihn an die harmlos verlebte Jugendzeit und an die Wohlthaten seines Pflegevaters, dessen Verfahren er nun nicht mehr mißbilligte. Der alte Zimmergeselle war der bravste Mann von der Welt gewesen. Hätte es sein Lebenswandel nicht bewiesen, das Benehmen dem Fürsten gegenüber, würde es zur Genüge dargethan haben, der Leser wird das Nähere darüber bald erfahren. Für jetzt beobachten wir Albert, der mit Sehnsucht der Ankunft der Braut harrte. Er setzte zwar noch immer Zweifel in die Aufrichtigkeit der Frau Gerold, aber an Louisens Treue glaubte er fest. War die Trauung vollzogen, dann hatte er nichts mehr zu fürchten.

Gegen neun Uhr hielt eine einfache Droschke vor dem

Hause. Nach Frau Gerold stieg Louise aus. Mutter und Tochter kamen allein. Else, die die Bedeutung des Besuches nicht kannte, eilte ihnen entgegen. Auf dem Vorplatze empfing Albert sie. Louise war schlicht in schwarze Seide gekleidet. Ein weißer Shawl schlang sich nachläßig um ihre schönen Schultern.

„Guten Morgen, Albert!“ rief sie, ihm das weiß behandschuhte Händchen reichend.

Er hätte vor der Herrlichen niederknieen mögen.

„Legen Sie sich keinen Zwang an, Herr Albert,“ sagte die Mutter; „ich bin mit der Wahl meines Kindes vollkommen einverstanden. Gott gebe seinen Segen.“

Sie betrachtete erstaunt den schönen Mann, der nach ihrer Meinung wirklich fürstlicher Abkunft sein mußte. Der schwarze Bart stand ihm vortrefflich. Der braune Teint war verschwunden; eine aristokratische Bläße bedeckte das edle Gesicht. Und wie schlank und elegant war der Wuchs.

Man hielt sich nicht lange auf in dem Stübchen. Albert und die beiden Damen stiegen in den Wagen, Fabian setzte sich neben den Kutscher.

„Was ist denn das?“ dachte Else. „Diese Frau Gerold ist wie umgewandelt. Da gehen ja seltsame Dinge vor. Und Louise war geputzt wie eine Braut, obgleich heute kein Sonntag ist. Man mußte es sagen, sie ist wunderschön, ich gönne sie dem braven Albert — wenn sie nur nicht diese schlechte Mutter hätte. Das Weib kommt mir wie eine giftige Kreuzspinne vor.“

Betrachtungen dieser Art anstellend, ging sie in das Haus zurück. Die Droschke rollte der Stadt zu.

„Sie sind von Allem unterrichtet?“ fragte Frau Gerold.

„Vollkommen.“

„Der Pfarrer wartet —“

„Um mich an das Ziel meiner heißesten Wünsche zu führen.“

„Mutter,“ sagte Louise, „wenn auch die Dinge nicht so gekommen wären, wie sie gekommen sind, ich würde mich zu einer andern Heirat nie entschlossen haben.“

„Sei nur ruhig, mein Kind. Der Mensch denkt, Gott lenkt. Und die Ehen werden im Himmel geschlossen. Sprechen wir doch nicht mehr davon — ich bedauere nur Deinen zukünftigen Mann, der unschuldig hat so viel Unbill ertragen müssen.“

„Kann ich es,“ versicherte die Braut, „so werde ich meinem Manne die Vergangenheit vergessen machen.“

Das Wort „Mann“ von Louisens Lippen gesprochen, durchschnitt Albert Mark und Bein.

„Und ich, Louise,“ rief er enthusiastisch, „werde nur eine Aufgabe im Leben kennen — Dich so glücklich zu machen, als Du zu werden es verdienst. Darum möchte ich ein Fürst sein!“

Frau Cölestine lächelte.

„Nur Geduld!“ sagte sie. „Des Herrn Wege sind wunderbar; aber man braucht nicht immer Fürst zu sein, um ein glücklicher Ehemann zu werden. Achten und lieben Sie mein Kind, das Uebrige findet sich. Freilich, die Aussteuer ist noch nicht ganz fertig.“

„Sprechen Sie nicht davon, Frau Gerold.“

„O, es muß Alles seine Ordnung haben. Meiner Tochter soll es an Nichts fehlen.“

Frau Cölestine war entzückt über Albert, und dieser wunderte sich über die Veränderung der Frau.

Der Wagen fuhr rasch nach der Stadt und hielt endlich vor der Wohnung des Pfarrers; die Brautleute folgten der Mutter in das Haus. Der Pfarrer, ein langer, hagerer Mann, mit einem schneeweißen Gesichte, empfing die Gäste in seinem Zimmer. Frau Gerold begrüßte er mit der devoten Freundlichkeit, die dem Strenggläubigen eigen ist. Die Formalitäten waren bald erfüllt. Die Mutter übernahm jede Verantwortung, die möglicherweise aus der raschen Verbindung ihrer Tochter mit Albert Brand, dem Zimmergesellen des Meisters Gerold, entstehen konnte.

Und nun gab es kein Hinderniß mehr. Albert, der den Seelsorger kannte, war erstaunt über dessen Gefügigkeit. Cölestine hatte für Alles gesorgt, auch für den Brautkranz, einfach aus künstlichen Myrthen geflochten, den sie der Tochter unter frommen Worten in das volle Haar drückte. Da stand die reizende Louise, bräutlich geschmückt und bräutlich erglühend. Albert hatte nur Sinn für seine Louise, die nun bald vor Gott und der Welt ihm Gattin sein sollte.

Die Vorgänge kamen ihm märchenhaft vor, er konnte kaum an die Wirklichkeit derselben glauben.

Nicht selten wurden in dem Hause des Pfarrers Trauungen vollzogen; es war demnach die Einrichtung dazu getroffen. Nach einer ziemlich langen Rede, die sich in gewöhnlichen Phrasen bewegte, wurden die Ringe gewechselt, der Pfarrer sprach die Worte: „Was Gott zusammengefügt,

kann der Mensch nicht scheiden," berührte segnend mit den Händen die Häupter der Verbundenen und die Zeremonie war beendet.

Während der Pfarrer sich in sein Kabinet zurückzog, um den Trauschein zu schreiben, blieben die jungen Gatten und Frau Cölestine allein.

Albert küßte der Gattin des Zimmermeisters die Hand.

„Nun darf ich Sie Mutter nennen!" rief er aus. „So lange ich athme, werde ich des Glücks gedenken, das Sie mir bereitet haben. Louise, Mutter, ich bin der glücklichste Mensch auf dieser Erde."

Er drückte das kranzgeschmückte Haupt seiner Gattin an die Brust. Ein Thränenstrom entrang sich seinen glänzenden Augen.

„Bleibt Dir nun nichts mehr zu wünschen?" fragte Louise.

„Nur, daß Du volle Befriedigung finden mögest an der Seite des schlichten Arbeiters."

Cölestine horchte auf.

Louise schmiegte sich ihm an.

„Habe ich Dich je als einen Andern gekannt und geliebt?"

„Du warst die Braut des Armen —"

„Jetzt bin ich seine Frau."

„Und nun magst Du erfahren, Louise, daß ich der Sohn eines Fürsten bin."

„Laß das, Albert. Bleibe in der bescheidenen Stellung, die der brave Brand Dir angewiesen — Du hast zu trau-

rige Erfahrungen gemacht, indem Du Deine Herkunft festzustellen suchtest. Wüßtest Du, was ich gelitten habe!"

„Meine Herkunft ist festgestellt!" rief triumphirend der junge Mann.

„Albert!"

„Ich habe die nachgelassenen Papiere meines Pflegevaters gefunden."

„Ist's möglich!" rief Cölestine.

„Hätte ich das Häuschen in Buchau gestern Abend nicht betreten, ich würde heute als ein lächerlicher Abenteurer betrachtet werden — nun aber trete ich mit Beweisen auf, die jeden Zweifel beseitigen. Der unglückliche Fürst von Selbach, den eine Familien-Intrigue zur Verzweiflung getrieben, ist mein Vater. Alles, was mir wunderbar und dunkel erschien, ist aufgeklärt — Wir sind miteinander verbunden, Louise — wer kann uns jetzt wieder trennen?"

„Vielleicht Deine hochgestellte Familie — Vornehmen Leuten ist Alles möglich!"

„Das kommt darauf an. Man hat sich seit langer Zeit nicht um mich gekümmert — ich bin Herr meiner Entschließungen und Handlungen. Es gibt, außer dem meinigen, keinen Willen, den ich anerkenne."

Frau Cölestine zitterte vor freudiger Erregung.

„Recht so!" rief sie. „Der Mann muß zeigen, daß er Mann ist. Machen Sie Ihre Vermögensansprüche geltend, mein lieber Schwiegersohn — das sind Sie Ihrer Frau, Ihrer Familie schuldig. Sie brauchen Kapital, um der erste Zimmermeister der Stadt zu werden — Louisens Aussteuer ist nicht hinreichend —"

„Sprechen Sie nicht von Aussteuer, Mutter! Wäre ich stets der reiche Mann, wäre Louise ein armes Mädchen gewesen, ich würde nicht von ihr gelassen haben. Hat sie doch den armen Zimmergesellen geliebt, den man allgemein für ein Findelkind hielt.“

Der Pfarrer brachte das Dokument, das er in der üblichen Form ausgestellt. Nachdem er es dem jungen Ehemanne überreicht hatte, bat er die Mutter, sie möge ihm für einige Augenblicke in sein Kabinet folgen. „Das junge Paar,“ fügte er lächelnd hinzu, „wird sich bis zu Ihrer Rückkehr wohl unterhalten.“

Cölestine begleitete ihren Freund.

„Albert!“

„Louise!“

„Ich bin Deine Frau!“

„Und ich bin Dein Mann!“

Sie sanken weinend einander in die Arme. Zitternd hielten sie sich umschlungen. Er bedeckte ihre glühenden Wangen mit unzähligen Küssen und Thränen; sie überließ sich seinen Liebkosungen mit der zärtlichen Ergebung, die sie dem angetrauten Gatten schuldig zu sein glaubte.

Wie Kinder betrachteten sie sich unter Lachen und Weinen und wiederholten die Worte „Mann“ und „Frau.“ Das Glück, das ihnen so plötzlich zu Theil geworden war, hatte sie berauscht. Sie konnten den Gedanken, nie mehr getrennt zu werden, kaum fassen. Wahrlich, wenn je zwei Liebende, so hatten diese ihre redliche Vereinigung durch namenlose Angst wohl verdient. Und was hatte diese Vereinigung so rasch bewirkt? Die Habsucht einer frömmelnden Mutter.

„Was geschieht nun?“ fragte Louise.

„Wir trennen uns bis morgen.“

„Ach, mir ist recht bange!“

„Laß jede Sorge schwinden.“

„Du hast Feinde.“

„Aber auch Freunde. Dem braven Förster muß ich Wort halten. Dann beziehe ich, wie verabredet, das Häuschen in Buchau.“

„Ach, könnte ich es mit Dir still und ruhig bewohnen.“

„Die Zeit wird kommen, sobald meine Angelegenheiten geordnet sind. Louise!“

„Was ist Dir?“

„Draußen wartet mein treuester, mein ergebenster Freund!“

„Der stumme Diener?“

Albert öffnete die Thür und ließ Fabian eintreten.

„Meine Frau, Fabian, meine geliebte Frau! Sie mögen der Erste sein, der dieses frohe Ereigniß erfährt.“

Fabian starrte die Braut im Kranze an. Dann machte sich seine Freude Luft. Es war rührend, den kleinen Mann zu sehen, wie er sich bemühte, seinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Er küßte bald Louisen, bald Albert die Hände. Dann gab er durch energische Gesten zu erkennen, daß sie recht gehandelt hätten.

Diese Szene unterbrach die Rückkehr Cölestinens, die sich von ihrem würdigen Freunde verabschiedete. Der Pfarrer, zufrieden mit der letzten Unterredung, wünschte noch einmal Heil und Segen, ermahnte zur Gottesfurcht und Frömmigkeit und entließ die Gäste. Auf dem Vorplatze nahm Albert Ab-

schied von seiner Frau. Louise umarmte ihn hastig und riß sich los, um rasch den Wagen zu besteigen.

„Albert,“ sagte Cölestine, „morgen gegen Abend kommen wir nach Buchau.“

„Sie werden mich treffen, Mutter. Wachen Sie über meine Frau.“

„Louise ist ja meine Tochter!“

Der Wagen brachte die beiden Frauen in die Wohnung des Zimmermeisters Gerold. Konrad hatte seine Frau erwartet.

„Wie steht's, Frau?“ fragte er besorgt.

„Albert ist unser Schwiegersohn.“

„Wahrhaftig?“

„Mein Freund hat das junge Paar getraut.“

Des Meisters Gesicht glänzte vor Freude.

„Das war Hilfe in der Noth.“

„Wenn Du Dich nun in Deinen Erwartungen getäuscht hättest, Konrad!“

Des Meisters Gesicht ward wieder ernst, sehr ernst.

„Dann wären wir verloren, Frau.“

„Das ist schlimm.“

„Die Gläubiger treten immer dringender auf.“

„Haben Sie denn eine Ahnung von unseren mißlichen Verhältnissen?“

„Es scheint so.“

„Beruhige Dich, Konrad! Albert hat Brand's Papiere gestern Abends gefunden.“

Konrad fragte hastig:

„Und was besagen diese Papiere?“

„Daß der Zimmergeselle der Sohn des Fürsten von Selbach ist.“

„Gott sei Dank!“

„Albert findet sich mit seinem Vater ab, empfängt das ihm gebührende Vermögen und tritt als Kompagnon in das Geschäft seines Schwiegervaters.“

„Du bist eine kluge Frau, Cölestine. Recht so, nun ist unsere Noth zu Ende. Die Firma Gerold nimmt einen neuen Aufschwung und meine Neider bersten sicher vor Aerger.“

„Albert ist ein liebenswürdiger Mann, und da ihm Louise über Alles geht, wird er gern seinen Schwiegereltern helfen. Wir haben ihm bereitwillig die Tochter gegeben; er wird uns sein Vermögen geben. Nun, Konrad, tadle meine Frömmigkeit noch — hätte der Pfarrer nicht aus besonderer Gefälligkeit für mich getraut, so wäre Albert unser Schwiegersohn nicht, denn der fürstliche Vater wird sich mit Händen und Füßen sträuben, unsere Louise als Schwiegertochter anzuerkennen —“

„Mag er,“ rief der Meister vergnügt; „was einmal geschehen, läßt sich nicht ändern. Führe mir den Sohn sobald als möglich zu, denn ich muß gemeinschaftlich mit ihm handeln. Die Hochzeit werden wir in aller Stille feiern, sobald die Hauptgeschäfte geordnet sind.“

„Konrad!“

„Was willst Du, Frau?“

„Betrinke Dich jetzt nicht mehr.“

„Angst und Sorgen —“

„Sind nun vorüber. Sei vernünftig und behandle die alte Wiprecht mit Aufmerksamkeit —“

„Wir brauchen das Weib nicht."

„Aber ihr Vermögen, das größer ist, als wir glauben. Laß mich nur sorgen, wir werden bald am Ziele sein."

So schloß die Unterredung der beiden spekulirenden Gatten.

Louise stand sinnend am Fenster ihres Stübchens.

„Ich bin ihm angetraut!" flüsterte sie. „Vor kurzer Zeit noch wähnte ich Albert todt; heute ist er mein Mann. Ach, ich habe dieses Glück wohl verdient. Noch nie hat eine Braut so viel gelitten! Guter Gott im Himmel, Du hast bis hierher schützend über mich gewacht; sei auch ferner mein Hort und Hüter."

Es ward leise an die Thür geklopft.

Louise erschrak.

Sollte schon eine Hiobspost ankommen? Das arme Mädchen fürchtete immer noch schreckliche Dinge zu hören, so lange Albert mit der vornehmen Familie verkehrte.

Da klopfte es noch einmal.

„Herein!" rief sie zitternd.

Charlotte erschien.

„Darf man eintreten?"

„Gewiß, liebe Freundin!"

„Ich habe mich recht nach Dir gesehnt."

Beide waren, als sie am Abende zuvor sich trennten, übereingekommen, das lästige „Sie" zu verbannen; sie wollten intime Freundinnen sein und sie waren es auch.

„Es unterliegt keinem Zweifel mehr!" rief Charlotte, nachdem sie die Freundin umarmt hatte.

„Was denn?"

„Daß Albert mein Bruder ist.“

„Wie kannst Du das wissen?“

„Es war mir unmöglich, der Mutter den Besuch zu verschweigen, der ihr ein wichtiges Geheimniß entdecken sollte. Als sie gestern Abend — wir sind noch lange wach geblieben — bitterlich um den verlornen Sohn weinte, habe ich ihr Alles unumwunden gestanden. Nun fragte sie und ich antwortete. Als ich ihr von dem wackeren Brand erzählte, rief sie aus: „Wenn er diesen Albert erzogen hat, so ist er mein Sohn!“

„In welcher Beziehung hat denn Brand zu ihr gestanden?“

„Brand war ein armer Verwandter meines Großvaters.“

„Ist's möglich!“

„Und mein Großvater hat für ihn gesorgt, hat ihn die Profession des Zimmermanns erlernen lassen. Später, als Trübsal über meine Mutter hereinbrach, hat er sich bei verschiedenen Gelegenheiten dankbar gegen sie bewiesen. Mehr wollte mir die Mutter nicht sagen, und darum weiß ich nicht mehr. Den Tod des wackeren Mannes hat sie bitterlich beweint. Nun möchte sie Albert sprechen, der, wie ich verrathen habe, mit uns zur Stadt gefahren ist.“

„Morgen oder übermorgen wird sie ihn sprechen! Ich bürge dafür!“

„Warum nicht heute?“

„Weil er nach dem Fosthause zurückgekehrt ist. Charlotte, Freundin, mir ist das Herz so voll — ich muß mich

aussprechen, Dir, die Du ohne Zweifel die Schwester Alberts bist —"

„Du erschreckst mich, Louise! Warum weinst und zitterst Du? Mein Gott, ist denn schon wieder ein Unglück geschehen?"

„Nein."

„So sprich doch!"

„Ach, ich bin unbeschreiblich glücklich!"

„Das freut mich. Aber weiter, weiter —"

„Vor einer Stunde bin ich mit Albert getraut worden!"

Charlotte stieß einen lauten Schrei aus. Dann sprang sie auf die junge Frau zu und drückte sie fest an die Brust. Unter raschen Küssen rief sie:

„So nimm den besten Glückwunsch von Deiner Schwägerin, die Dich achtet und schwesterlich liebt, trotzdem sie Dich nur kurze Zeit kennt. Das ist ein kluger Streich."

„Du billigst ihn, Charlotte?" rief erglühend die junge Frau.

„Dergestalt, daß ich mich mit Georg Rose ebenfalls heimlich trauen ließe, wenn es gleich anginge. Sieh', ich traue der fürstlichen Familie nicht so recht, wenn sie sich auch jetzt uns zu nähern und das vergangene Unrecht gut zu machen sucht. Darüber wollen wir jetzt nicht sprechen, das sind unangenehme Dinge; Du bist eine junge Frau — ach, dieser Gedanke muß doch in Dir ein himmlisches Gefühl erregen — mit dem fest vereint zu sein, den man aus voller Seele liebt!"

„Charlotte," rief Louise, „es ist wahr! Ich lebe wie im Traume. Das wunderbare Ereigniß ist so rasch einge-

treten, daß ich es kaum fassen kann. Nun aber bin ich getrennt von meinem Manne, kann ihm nicht zur Seite stehen, wenn ihm Gefahr droht —"

„Albert wird sich schon zu hüten wissen, da er seine Feinde kennt. Beunruhige Dich deßhalb nicht und freue Dich des Glücks, dessen Du so rasch theilhaftig geworden. Aber einen Vorwurf kann ich Dir nicht ersparen — den nämlich, daß Du mich nicht zur Zeugin Deiner Trauung gemacht hast."

„Verzeihe mir, Charlotte! Die Mutter hatte die Anordnungen getroffen; ich selbst zweifelte bis zu dem Augenblicke, als der Priester die heilige Handlung begann. Denke nur, ich habe nicht einmal ein neues Brautkleid getragen! Wie Du mich hier siehst, habe ich das „Ja!" gesprochen, das mich für ewig bindet. Nun, liebe Freundin, bewahre vor der Hand das Geheimniß —"

„Nicht einmal meine Mutter soll es erfahren!"

„Jetzt bleibst Du ein Stündchen bei mir; wir plaudern über meine künftige Einrichtung. Ich muß mich aussprechen, sonst zerspringt mir das Herz."

Und beide gaben sich mit jener Vorliebe der wichtigen Unterhaltung hin, die jungen Leuten eigen zu sein pflegt.

Sechstes Capitel.

Mutter und Sohn.

Albert hatte von Louisen die Wohnung der Putzmacherin erfahren. Er kannte das Haus, das man „die Säule" nannte; oft war er vorübergegangen und hatte die schönen beiden Frauen an den Fenstern gesehen. Wer ihm damals gesagt hätte, daß er zu ihnen in so naher Beziehung stände! Fabian mußte ihn begleiten.

„Wir haben fast noch eine Stunde Zeit," hatte er zu dem Freunde gesagt: „der Wagen aus dem Forsthause wird schon warten, bis wir kommen."

Die beiden Männer erreichten das Haus. Albert sah Frau Wolter am Fenster sitzen.

„Kennen Sie die Dame, Freund?" fragte er.

Der Stumme verneinte es.

Sie stiegen die Treppe hinan und betraten die schmale Hausflur.

Albert klopfte an die Thür links.

„Herein!“ rief die Stimme der Bewohnerin.

Die Männer standen vor der Dame, die erwartungsvoll ihren Platz verließ.

„Frau Charlotte Wolter?“ fragte Albert sich verneigend.

„Ihnen zu dienen, mein Herr. Was führt Sie zu mir?“

Albert, der seinen Annäherungsplan bereits überdacht, deutete auf seinen Begleiter.

„Fabian, den ein unglücklicher Zufall der Sprache beraubt, hat mich ersucht —“

Frau Wolter erschrak.

„Fabian! Fabian!“

„Er steht schon lange im Dienste des Fürsten von Selbach.“

Der Stumme nickte mit dem Kopfe. Er ward, je länger er die Frau hörte und sah, desto lebhafter.

„Erinnern Sie sich,“ fragte Albert mit bebender Stimme, „des kleinen Jokey's —“

„Mein Gott!“ rief die Modistin.

Sie wollte die Hand ausstrecken; besorgt unterließ sie es.

Fabian stand zwar regungslos wie eine Statue; aber ein Strom von Thränen rann über seine Wangen. Er hatte Charlotten erkannt, seine einstige Gebieterin, an der er mit unerschütterlicher Dienertreue gehangen. Ihre Stimme war dieselbe geblieben, die seelenvollen Blicke ihrer schönen Augen hatten sich nicht verändert.

„Sie kennen meinen Freund!“ stammelte Albert, dessen sich ein wunderbares Gefühl bemächtigt hatte.

„Wollte ich es leugnen, mein Herr, so müßte ich undankbar erscheinen!“ antwortete Frau Wolter tief ergriffen, aber würdevoll. „Und ich bekenne es, Ihnen gegenüber, daß ich dem braven Mann die Erhaltung meines Lebens verdanke. Dem darf ich nicht mißtrauen, der mir durch einen treuen Diener zugeführt wird. Fabian, wir sind alt geworden, aber wir erkennen uns doch noch!“

Der Stumme war schluchzend zu ihren Füßen niedergesunken.

„Stehen Sie auf, stehen Sie auf!“ rief die weinende Frau. „An meiner Seite, nicht zu meinen Füßen ist Ihr Platz.“

Fabian küßte ihr das Kleid und die Hände.

Sie hob ihn liebreich empor.

„Armer Mann, Sie können nicht sprechen!“ sagte die tief ergriffene Charlotte. „Das Opfer, das Sie mir gebracht, ist zu groß — ich kann Ihnen nur durch Thränen und durch die Versicherung danken, daß ich ewig Ihre Schuldnerin bleibe. Fabian, braver, treuer Diener, welche Erinnerungen rufen Sie in mir wach!“

Sie weinte einige Augenblicke still vor sich hin.

„Aber es kann noch einmal ein Sonnenblick in unser Leben fallen, und dann darf Fabian nicht fehlen. Der brave Brand ist todt, wie man mir gesagt hat —“

Fabian bestätigte es.

Jetzt ward Charlotte sehr ernst.

„Wer ist der fremde Herr?“ fragte sie zitternd.

Der Stumme konnte sich nicht länger beherrschen. Mit der ihm durch die stete Ausübung der Geberdensprache eigen gewordenen Gewandtheit und Lebhaftigkeit ergriff er die linke Hand Albert's und reichte sie der Dame.

Charlotte stieß einen Schrei aus.

Sie betrachtete einige Augenblicke die Hand des jungen Mannes.

„Sie wären — ?“ stammelte sie.

„Ich bin Albert Brand. Wenigstens nennt man mich so, da der brave Arbeiter mich erzogen hat; er war mein Pflegevater.“

Charlotte starrte den jungen Mann an.

„Albert! Albert!“ flüsterte sie.

„Ich bin als zartes Kind zu Vater Brand gekommen, denn ich erinnere mich keines Menschen, außer ihm, der sich um mich gekümmert.“

„Wo haben Sie gelebt?“

„Stets in dieser Stadt. Ich bin Zimmermann, wie mein Pflegevater gewesen.“

Auch Albert war so erregt, daß er nur mit Mühe sprechen konnte.

„Erlassen Sie mir jetzt eine weitere Erklärung!“ stammelte er. „Lesen Sie dies Papier.“

Er zog ein Papier aus der Tasche, das er der zitternden Frau reichte.

Charlotte trat zurück und las.

Sie ward wechselnd bleich und roth.

„Andreas! Andreas!“ flüsterte sie dazwischen. „Der

brave, treue Freund — Herr, mein Gott, welch ein Abgrund von Bosheit! — Wo ist das Medaillon?“

Albert, der es schon bereit hielt, überreichte es.

Charlotte öffnete die zierliche Goldkapsel.

„Mein Sohn!“ rief sie dann.

„Darf ich es glauben?“

„Andreas Brand lügt nicht!“

„Aber er hat mir die Papiere vorenthalten —“

„Zürnen wir ihm nicht; es war zu Ihrer Sicherstellung nöthig! Spräche auch die verletzte Hand nicht für Sie — den schlichten Worten des Arbeiters, dessen Handschrift ich genau kenne, glaube ich mehr als jedem andern Beweise! Mein Sohn! Mein Sohn!“

Sie trat ihm entgegen und drückte einen langen Kuß auf seine schöne, männliche Stirn.

Fabian weinte laut vor Freude und Rührung.

Albert sank erschüttert vor der wiedergefundenen Mutter nieder.

In diesem Augenblicke trat der Intendant Reinhardt ein. Er wollte sich zurückziehen, als er die Gruppe der drei Personen sah, die das leise Klopfen des unheimlichen Mannes nicht gehört hatten.

„Bleiben Sie!“ rief Albert, der sich rasch erhob.

„Ich will eine Erkennungsszene nicht stören, die für Frau Wolter glückbringend ist.“

„O, Sie stören nicht, mein Herr! Sie können wissen, daß die Mutter ihren Sohn wiedergefunden hat!“ sagte stolz und würdevoll Charlotte. „Findet noch Jemand ein besonderes Interesse daran, vielleicht Prinz Ewald — so machen

Sie ihm ungesäumt die Mittheilung von meinem Glücke. O, gewiß, Sie kommen zur rechten Zeit!"

Alberts hatte sich eine unbeschreibliche Wuth bemächtigt bei dem Erblicken seines boshaften Feindes.

Der Intendant lächelte.

Indem er sich verneigte, sagte er, dem Anscheine nach treuherzig:

„Ich kann mich nicht entfernen, ohne zuvor meinen Glückwunsch ausgesprochen zu haben."

Fabian drückte krampfhaft die Hände zusammen, als wollte er sagen: „Teuflischer Schurke! Er brütet Verderben und Tod und spricht von Glück!"

Charlotte hatte sich zitternd abgewendet.

„Sie verfolgen mich mit bewunderungswürdiger Zähigkeit," begann Albert so ruhig, als es ihm möglich war. „Schon in diesem Umstande liegt der Beweis, daß ich wirklich so glücklich bin, meine Mutter gefunden zu haben. Heute wünschen Sie mir Glück dazu — in der verflossenen Nacht aber wollten Sie die Papiere stehlen, die meine Herkunft beweisen und mich als den Erben einer reichen Besitzung bezeichnen. Wie stände es heute, wenn Sie Ihr Ziel erreicht hätten? Ich wäre ohne Mutter, ohne Namen, ohne Vermögen und Prinz Ewald erhielte die Erbschaft, die mir mein unglücklicher Vater zugedacht hat. Es ist anders gekommen — der Zufall macht Ihnen stets einen Strich durch die wohl kalkulirte Rechnung."

„Der Zufall?" fragte Reinhardt. „Ich sehe, Sie kennen die Verhältnisse wenig — Hätte es in meinem Plane gelegen, durchzudringen, so wäre es geschehen."

„Falscher Mann!“

„Beurtheilen Sie mich doch recht!“

„Lag es auch in Ihrem Plane, daß mich die Kugel des Raubschützen verschonte, als ich mich auf dem Thurme des Waldschlosses befand? Lag es in Ihrem Plane, daß ich aus dem Kanale gerettet wurde, nachdem Sie mich meuchlings in den Teich gestürzt hatten? Lag es in Ihrem Plane, daß meine Freunde den Mordanschlag jenes Schurken vereitelten, den Sie gedungen hatten, mich im Schlafe aus der Welt zu schaffen?“

„Großer Gott!“ flüsterte entsetzt Charlotte.

Fabian schien den gräßlichen Intendanten mit den Blicken durchbohren zu wollen. Der Gesichtsausdruck des kleinen Mannes hatte einen ganz andern Charakter angenommen; sonst freundlich und gutmüthig, sah er jetzt wild und erregt aus. Seine Lippen zuckten, eine fahle Blässe bedeckte sein Gesicht.

Reinhardt antwortete ruhig:

„So hart und dem Anscheine nach begründet diese Anklagen auch sind, so verfliegen Sie doch in Nichts, wenn ich mich rechtfertigen wollte. Ich kann es leider nicht in dem Umfange, wie ich möchte — es hindert mich eine hohe Person — es hindert mich die gnädige Frau, der ich bereits Beweise meiner Anhänglichkeit gegeben. — Was will ich denn? Vermitteln, ausgleichen, schützen und böse Dinge zum Guten wenden. Deshalb bin ich in die Dienste des Prinzen übergegangen, deshalb habe ich den Zimmermeister Gerold vor dem Untergange bewahrt.“

„Sprechen Sie nicht von dem verblendeten Manne!“ rief Albert.

„Ich muß von ihm sprechen!“

„Leider konnte ich die Trauung Herrn Alberts mit Louisen nicht verhindern — sie ist so schnell und heimlich vollzogen worden — diesmal hat der Zimmermeister den Intendanten überlistet — Louise mußte die Frau des Zimmergesellen werden — Prinz Ewald zahlt eine stattliche Aussteuer — die Tochter ist verheiratet, der Vater löst seine falschen Wechsel ein und hat das Kriminalgericht nicht zu fürchten, das bereits den Arm nach dem Fälscher ausstreckte. Muß ich mich noch deutlicher erklären?“

Dem armen Albert rieselte es eiskalt durch Mark und Bein. Krampfhaft hielt er sich an dem Ladentische der Putzmacherin.

„Durchschauen Sie das fein gesponnene Gewebe noch nicht, mein armer Herr? Die heimlichen Trauungen haben in der Regel eine tiefe Bedeutung. Ich muß aller dieser Dinge erwähnen, damit der Verdacht nicht auf mich falle: ich sei das Faktotum des Prinzen Ewald, der es mit der Moral, wie bekannt, nicht so genau nimmt. Sie sehen, ich trete offen auf Ihre Seite. Das gewissenlose Treiben des Prinzen ist mir längst verhaßt, und hätte mich die Absicht nicht gefesselt, nach Kräften das Böse zu verhindern, ich würde meinen Dienst längst aufgegeben haben.“

„Elender!“ stammelte Albert.

Reinhardt zog die Achseln hoch empor.

„Ich muß ruhig die Schmähungen über mich ergehen lassen; stellen Sie alle Dinge zusammen, vergessen Sie die Frömmelei der Frau Gerold nicht und ziehen Sie Ihre Schlüsse. Möglich, daß ich mich täusche, und ich wünsche

es herzlich Ihretwegen — Gnädige Frau, ich wollte mich Ihnen gefällig zeigen — Auch Ihnen bereitet man eine Schlinge vor — Denken Sie nicht zu spät an mich, an Ihren treu ergebenen Diener."

Der Intendant verneigte sich und ging.

„Wenn diese Dosis nicht wirkt," dachte er, „werde ich sie nach einigen Tagen verstärken. Charlotte stößt mich zurück, sieht höhnend auf mich herab, dafür zertümmere ich das Glück aller dieser Menschen, die ich hasse, weil ich sie beneiden muß. Ich will nicht allein untergehen."

Die zurückbleibenden Personen waren in den ersten Augenblicken keines Wortes mächtig. Albert sträubte sich, die giftige Saat aufzunehmen, die Reinhardt ausgestreut. Er wiederholte sich, daß der Intendant ein schlechter Mensch, ein Schurke vom reinsten Wasser sei, der nur Lügen sprechen und Betrug verüben könnte.

„Es ist unmöglich!" rief er. „Louise kann mich nicht betrügen!"

Fabian trat zu ihm, ergriff seine Hand und sah ihm wehmüthig in das bleiche Antlitz.

Charlotte unterbrach die eingetretene Stille, indem sie um Aufklärung bat.

„Der Mutter will ich Nichts verhehlen," war die Antwort. „Nicht wahr, ich darf Sie doch Mutter nennen?"

„Nenne mich so, Albert, denn ich bin es ja. Alles spricht dafür, und das Gefühl, das sich bei Deinem Anblicke in meiner Brust regt, legt das beredteste Zeugniß ab — O, daß ich nach dem Wiederfinden Deinen Kummer theilen muß —"

Sie umarmte den Sohn weinend.

„Ach, und ich kann mich dem Glücke nicht ganz hingeben, nach dem sich meine Seele so lange gesehnt hat!"

Er erzählte kurz sein zärtliches Verhältniß zu Louisen, schilderte in glühenden Farben seine Liebe und verschwieg auch die Gründe nicht, die ihn bestimmt, in die rasche und heimliche Trauung zu willigen. Frau Wolter erfuhr Alles. Sie sah den armen Sohn mitleidig an. Nach dem Urtheile, das sie sich aus dem Berichte bilden konnte, lag eine Intrigue von Seiten der Frau Gerold zu Grunde. Sie konnte es nicht gelten lassen, daß die Frau, die man eine Frömmlerin genannt, aus religiösen Rücksichten gehandelt hatte. Trotzdem suchte sie zu trösten.

„Ich glaube dem Intendanten nicht," fügte sie hinzu; „er will uns durch den letzten Streich nur die Seelenruhe rauben, will Argwohn in unsere kaum beruhigten Gemüther schleudern. Ist es zu Deiner Ruhe nöthig, so stelle Forschungen an, und ich zweifle nicht einen Augenblick, daß Du Deine Frau schuldlos finden wirst. Ich erkenne in diesem neuen Verfahren das System, nach dem unsere Feinde bis jetzt gehandelt. Und Reinhardt ist der zäheste von Allen. Kann es Dich beruhigen, so erfahre, daß dieser Mensch um meine Hand sich bewirbt, und daß ich ihn mit Verachtung zurückgewiesen habe."

„Mutter, ich war so glücklich!" rief Albert.

„Du wirst es auch bleiben. Das Glück der Liebe wird nicht durch Rang und Reichthum bedingt; ich weiß es aus Erfahrung."

„Ach, wenn ich argwöhnen müßte!"

„Ueberlaß es mir zu forschen —“

„Ich muß fort.“

„Wohin?“

„Graf Ignaz erwartet mich in dem Forsthause. Ein gegebenes Versprechen halte ich heilig —“

„Und jenen braven Leuten traue Du nur, wie ich ihnen vertraue. Ich suche Frau Gerold auf, und wenn Du zurückkehrst, hoffe ich Dir gute Nachricht geben zu können. Nur einmal habe ich Louisen gesehen, aber sie hat auf mich den besten Eindruck ausgeübt. Wäre es anders, ich würde ihr den Umgang mit Deiner Schwester nicht gestattet haben.“

Die arme Mutter betrachtete ihren Sohn mit inniger Liebe, und je länger sie ihn betrachtete, desto größer fand sie die Aehnlichkeit desselben mit dem Vater.

Fabian mahnte zum Aufbruche.

„Sei ruhig, Albert, sei ruhig!“ bat die weinende Mutter. „Wir sind nun vereint, wir werden gemeinschaftlich berathen, was zu thun ist — glaube mir, das Auge einer Mutter sieht scharf —“

„Und ich will ihr mit ganzer Seele vertrauen! Mein erster Weg in der Stadt wird zu der Mutter sein.“

Albert riß sich los. Da trat Fabian noch einmal zu Frau Wolter. Die Hand zum Schwur emporhebend versicherte er durch lebhafte Geberdensprache, daß er für die Sicherheit seines Freundes einstehe und ihn unversehrt zurückbringen werde.

Die Mutter befand sich allein. Sie wollte noch einmal die Schrift des verstorbenen Brand lesen; Charlottens Rückkehr hinderte sie daran. Den Gegenstand des Gesprächs

zwischen Mutter und Tochter bildete natürlich Louise Gerold. Charlotte war entzückt über die Liebenswürdigkeit der Freundin. Es kam zu Erklärungen und bald theilten Beide sich gegenseitig unumwunden mit, was sie in Erfahrung gebracht hatten.

„Albert ist bei Dir gewesen, Mutter?“

„Ja.“

„Und Du glaubst, daß er mein Bruder sei?“

„Ich glaube es nicht nur, ich bin davon überzeugt.“

„Wie ist er dem Tode entronnen?“

„Das werde ich Dir morgen sagen können.“

„Mutter, unsere Noth hat nun ein Ende!“ rief Charlotte.

„Vielleicht!“ antwortete seufzend die Mutter. „Noch sind wir nicht am Ziele —“

„Laß doch die unangenehmen Dinge fahren, halte Dich an das Angenehme, was Dir in so reichem Maße geboten wird. Du hast alle Deine Kinder wieder — und sie werden für Dich sorgen.“

Frau Wolter schwieg. Charlotte hätte gern über ihren Georg gesprochen, aber sie mußte eine günstige Gelegenheit abwarten, denn sie sah, daß die Mutter sich in einer wehmüthigen Stimmung befand. „Was das bedeutet?“ fragte sie sich. „Ist denn nicht alles in Ordnung? Der wiedergefundene Sohn ist mit einem reizenden Mädchen aus einer achtbaren Bürgerfamilie verheiratet — Himmel, vielleicht erhebt der Fürst Widerspruch. Dann ist es mit meiner glücklichen Zukunft aus. Wäre ich doch auch schon verheiratet wie Louise. Die Beiden haben es klug gemacht

Ach Gott, man hat doch seine große Noth, wenn man sich verheirathen will. Warum denn das? Ich muß doch mit meinem Manne leben, und darum muß ich wissen, ob er für mich paßt oder nicht. Wird die Ehe nicht wie sie sein soll, nun so habe ich die Folgen zu tragen. Die Verwandten sind doch recht anmaßend."

In einer Erbitterung begann sie zu arbeiten.

„Charlotte!"

„Liebe Mutter?"

„Ich gehe in das Hinterstübchen."

„Gut, Mutter."

„Sorge, daß ich eine Stunde ungestört bleibe. Nur wenn es dringend nothwendig ist, wirst Du mich rufen."

Die Mutter küßte die Tochter und zog sich zurück.

Das Stübchen befand sich hinter der kleinen Küche. Das einzige Fenster ging nach dem stillen Hofe hinaus. Eine Kommode, ein Kleiderschrank, ein Tisch und zwei Stühle bildeten das ganze Gerräth. Schachteln und Kästchen standen hier und dort. War der enge Raum auch sauber erhalten, so verrieth er doch die Dürftigkeit. Und hier befand sich jetzt die Gattin des Fürsten, um eine Schrift zu lesen, die sie an die traurigste Zeit ihres Lebens erinnerte.

Wir geben die Aufzeichnung des Zimmermanns wieder, wie sie das Papier enthält. Brand hatte in seiner Jugend eine gute Schulbildung genossen und diese verdankte er dem Vater der Frau Wolter, der sich des muntern intelligenten Knaben wirksam angenommen.

Die Mutter Charlottens, saß an dem Tische, daß das Tageslicht auf das Papier fiel, und las mit großer Auf-

merksamkeit. Die Schriftzüge waren derb und steif, wie sie die Hand des Arbeiters geben konnte, aber sehr deutlich. Man sah, daß er sich bei dem Niederschreiben Mühe gegeben hatte.

„Meine liebe Charlotte ist die Frau eines Fürsten. Ich habe es immer gedacht, daß etwas hinter dem Förster steckt; aber er ist getraut mit ihr, und das ist recht. Den Trauschein habe ich zu mir genommen, in meiner Hand ist er sicher, es kommt viel darauf an. Charlotte ist zu sorglos, sie kennt die Bedeutung eines solchen Papiers nicht. Ich habe Arbeit gehabt auf dem fürstlichen Holzhofe. Der Fürst ließ mich oft in das Waldschloß kommen, ich mußte ihm mancherlei Arbeiten liefern, die er mir gut bezahlte. Da sah ich die Fürstin mit ihrem Kinde, und sie war so glücklich, daß ich mich recht darüber freute. Ich habe es Herrn Balduin gesagt, daß er sie ehren sollte. Und ich habe mir geschworen, immer zu wachen, wie ich es dem verstorbenen Vater versprochen. Das habe ich auch ehrlich gehalten, denn ich wußte, daß die bürgerliche Frau der hohen Familie nicht angenehm war. Der Fürst hatte mich gern er sagte mir Manches, was andere Leute nie erfahren haben. Einmal traf ich ihn recht traurig an. Er sagte mir, daß der Prinz Ewald seiner schönen Frau nachstelle. Ich lachte darüber und vertheidigte Charlotten, die ich besser kannte als irgend Jemand in der Welt."

„Der Fürst kam mir zuweilen wunderlich vor, er nannte mich Vetter und wollte mich zum Hofzimmermeister machen, was ich aber ablehnte, da ich die Kenntnisse dazu nicht besaß. Aber er hatte mich immer lieb und sagte, daß

er einen Mann aus dem Volke jedem Andern vorziehe, zumal da ich ein Verwandter der Fürstin sei. Alles ging eine Zeit lang recht gut. Es war im Winter. Ich hatte keine Arbeit und hielt mich viel in dem Waldschlosse auf, das der Fürst nie verließ. Wir arbeiteten zusammen an der Einrichtung einer Werkstatt, denn Herr Balduin war ein geschickter Holzschnitzer."

„Um diese Zeit sprach er wieder von der Untreue seiner Frau; trotzdem aber trug er sie auf Händen und nannte sie die Mutter seines lieben Kindes. Er konnte nicht genug die blonden Locken des Knaben küssen. Einmal hatte er den Lockenkopf in Holz geschnitzt, und so schön, daß ich ganz erstaunt war. Aber immer kam er auf Ewald zurück, den er nicht leiden konnte. Das war mir seltsam, denn ich hatte den Prinzen, der auswärts ein lockeres Leben führte, nie in dem Waldschlosse gesehen; er wußte ja auch nicht, daß sein Bruder mit Charlotten getraut war, die Ehe wurde geheim gehalten. Die wenigen Dienstleute hielten Charlotten für die Geliebte des Fürsten. So verging ein Jahr."

„Ich hatte mir das Häuschen in Buchau gebaut und arbeitete bei einem Meister in der Stadt. Im Herbste war es aus mit der Arbeit und ich wanderte zum Besuche nach dem Waldschlosse. Wie sah der arme Fürst aus! Ich hätte ihn fast nicht wiedergekannt. Er redete immer noch von seinem Bruder Ewald und meinte, es sei gut, daß ich gekommen wäre. Auch Charlotte sah leidend aus, sie weinte über ihren Mann, denn sie für hartherzig und lieblos hielt. Was zwischen Beiden vorgefallen war, konnte ich nicht so recht erfahren, darum nahm ich mir vor zu beobachten.

Charlotte meinte, der Fürst legte es darauf an, sich von ihr zu trennen, und der Fürst behauptete, Prinz Ewald schleiche durch das Waldschloß, das er heimlich besuche."

„Da kam der Prinz eines Tages zur Jagd. Der Fürst stellte sich heiter und vergnügt. Das war ein prächtiges Leben! Mir standen die Haare zu Berge, als ich die beiden Brüder so freundlich sah. Sie fuhren in einer Jagdkalesche in den Wald und kamen Abends vergnügt heim. Da ward getafelt und getrunken! Balduin ging berauscht in sein Schlafgemach; ich durfte ihm nicht folgen, aber ich wachte die Nacht in dem Zimmer des guten Fabian, der mir ein lieber Freund geworden war."

„Was ich nun sehen sollte, hätte ich nicht für möglich gehalten. Prinz Ewald schlich nach dem Flügel, in welchem Charlotte wohnte. Ich habe ihn deutlich erkannt auf dem halbdunkeln Korridor, wo ich mich an dem Wandgetäfel versteckt hatte. Und Charlotte, in einen weißen Mantel gehüllt, leuchtete ihm zurück. Am andern Morgen reiste Prinz Ewald ab. Der Fürst stand spät auf. Er befand sich unwohl und war böser Laune. Ich mußte den ganzen Tag mit ihm arbeiten. Der arme Mann dauerte mich. Ach, hätte er gewußt, was ich wußte! Ich wollte mit Charlotten sprechen, aber sie ließ mich nicht vor; sie sei krank, hieß es. Als ich Abends in das Atelier trat, saß der Fürst sinnend am Tische. „Ich ermorde den Knaben!" murmelte er vor sich hin. „Die Schlange soll ihn nicht behalten; diese Nacht, diese Nacht!"

„Das waren schreckliche Worte. Ich suchte ihn zu trösten, er wies mich barsch ab. „Auch du bist nicht treu!"

rief er. „Komm' mir nie wieder vor die Augen!" Und so mußte ich gehen. Wer den armen Mann aufgehetzt hatte, konnte ich nicht begreifen. Aber das Verbrechen, das geschehen sollte, mußte ich verhindern. Nach Mitternacht schlich ich in das Kabinet und nahm still den schlafenden Knaben aus dem Bette. Statt seiner legte ich den geschnitzten Kopf in das Kissen. Charlotte schlief fest, sie hatte mich nicht bemerkt. Ich trug den Knaben in mein Bett. Was ich eigentlich damit beginnen wollte, wußte ich noch nicht; mir war genug, ihn für die Nacht gerettet zu haben. Den geschnitzten Kopf, der ziemlich schwer war, hatte ich also fest in die Kissen gepackt zurückgelassen. Nun konnte der eifersüchtige Balduin kommen und darauf schlagen. Ich dachte immer noch, er hätte in der Wuth jene Worte gesprochen und würde sich hüten einen Mord zu begehen; aber es kam anders."

„Um zu beobachten ging ich zu Fabian, der die Wacht hatte. Der kleine Mann war sehr müde und schlief immer fort. Da hörte ich das Knarren von Thüren. Ich machte leise das Fenster auf und sah hinab, von wo das Geräusch kam. Der Mond schien hell. Eine Frau trat auf den Felsenrand, blieb einige Augenblicke stehen und schleuderte ein weißes Bündel in die schmale Schlucht, die sich zwischen der Grundmauer des Schlosses und dem gegenüber liegenden Felsen hinzieht. Ueber mir hörte ich einen fürchterlichen Schrei ausstoßen; es mußte der Fürst sein, dessen Schlafzimmer über der Bedientenstube lag."

„Nun entstand Tumult im Schlosse. Fabian lief hinaus. Ich wußte nicht, was ich thun sollte, eine gräßliche Angst

hatte mich befallen. Endlich trat ich doch auf den Korridor. Ich hörte Rufen und Schreien in dem Flügel, den Charlotte bewohnte. Rasch folgte ich dem Lichtscheine. Als ich in das Zimmer trat, lag Fabian in seinem Blute. Der Fürst rief der zitternden Charlotte zu: „Elende, Du hast aus Rache meinen Sohn ermordet!“ Charlotte schrie und behauptete man habe das Kind gestohlen. Man mußte den Fürsten, der zusammengesunken war, forttragen. Den armen Fabian, der am Halse blutete, schaffte man in sein Zimmer. Ich blieb allein mit Charlotte, die mich kalt fragte, was ich wollte. Ich sagte ihr, daß ich sie auf dem Felsen gesehen hätte, und daß ich auch um den Besuch des Prinzen Ewald wüßte. Sie befahl, ich solle gehen, solle ihr nie wieder vor die Augen kommen. Die junge Frau war ganz anders geworden, ich kannte sie nicht mehr. Sie mußte wohl schuldig sein, da sie nach ihrem Sohne gar nicht fragte. Ich war beruhigt, ich hatte ja ein Verbrechen verhindert. Sollte ich ihr den wahren Zusammenhang sagen? Nein, ich mußte erst wissen, wie ich mit der unnatürlichen Mutter daran war. Das sollte ich bald erfahren. Noch stand ich unschlüssig vor der Thür des Zimmers, das ich bewohnte, als der lange Reinhardt kam. „Der Vetter soll in Ketten und Banden geschlagen werden, wenn er nicht geht, und sich untersteht von dem zu sprechen, was er gesehen haben will; man wird ihn scharf beobachten lassen.“ Gut, dachte ich, vor den Ketten und Banden sollst Du Dich schon hüten; hier in dem verwünschten Schloß ist Alles möglich. Ich ging in meine Kammer, schloß die Thür und zündete Licht an. Da lag der hübsche Knabe und schlummerte so sanft, daß es eine wahre Freude war, ihn anzu-

sehen. Seine Bäckchen und Lippen waren purpurroth. Hätte sich der Wille der Eltern erfüllt, so wäre das Kind jetzt eine Leiche. Der Vater war halb verrückt, die Mutter war ein herzloses Weib. Ich hatte, als der Knabe „Ludwig Albert“ getauft wurde, Pathenstelle vertreten müssen; jetzt schwor ich, dem verlassenen Kinde ein wahrer Pathe zu sein, und es den herzlosen Eltern zu nehmen. Ich hatte nicht nur ein Recht, ich hatte die Verpflichtung dazu. Wer konnte den wissen, was in den nächsten Tagen geschehen würde? Balduin glaubte an den erfolgten Tod seines Sohnes und Charlotte war der Meinung, sie habe sich sicher ihres Kindes für immer entledigt. Davon, daß sie den Mord beabsichtigt, war ich Zeuge gewesen. Die sonst so gute und brave Charlotte! Wie war sie verdorben in dem Umgange mit den vornehmen Leuten.“

Frau Wolter ließ das Papier sinken; sie trocknete die Thränen, die sich ihren Augen entrangen.

„Brand konnte nicht anders urtheilen!“ flüsterte sie erschüttert. „Er mußte mich für eine Verbrecherin halten. Eine bestochene Frau hat wirklich das Verbrechen verübt. Hätte ich selbst das kleine Bett ergriffen, ich würde wahrlich gemerkt haben, daß eine Puppe in den Kissen lag. Die Verbrecherin, in welche der Fürst seine Charlotte erblicken sollte, war vor Angst und Eile die Täuschung nicht gewahr geworden. Ach, und ich mißtraute damals dem guten Andreas, den ich für einen bezahlten Spion Ewalds hielt. Wie wunderbar sind doch die Wege der Vorsehung! Mein Sohn wurde dadurch gerettet, daß Brand an meine Verderbtheit glaubte!“

Die arme Mutter las weiter:

„Ich hüllte das Kind in ein Kissen des Bettes und

formte eine Art Paket daraus, das ich unter meinen Mantel nahm. Gott wollte mein Unternehmen fördern, denn er ließ das Kind fest schlafen. Ich verließ durch eine mir bekannte Seitenthür das Waldschloß und kam bald in den Forst. Gegen Morgen hatte ich das freie Feld erreicht. In dem nächsten Dorfe erquickte ich das Kind, das vor mir durchaus nicht erschrak, da es mich kannte. Ich gab es für den Sohn meiner verstorbenen Schwester aus. Ein gemietheter Wagen brachte mich nach Buchau, und von nun an arbeitete ich und erzog den Knaben, der mir mit jedem Tage lieber ward. Auf die Fragen der Neugierigen antwortete ich, es sei ein Findelkind. Auch der Dorfrichter fragte; ich gab dieselbe Antwort. Man zeigte in den Blättern an, daß ein Knabe an dem Zaune des Gottesackers gefunden sei; als sich Niemand meldete, ward mir der Findling zugesprochen und ich schwor ihm ein treuer Vater zu sein. Daß von der fürstlichen Familie keine Erkundigungen eingezogen wurden, fand ich natürlich, denn man glaubte, der arme Knabe liege zerschellt in der Felsschlucht. Was aus Charlotten geworden, habe ich nie erfahren, es war mir auch gleichgiltig, ich mußte die unnatürliche Mutter verachten. Wäre sie nicht die Tochter meines Wohlthäters gewesen, ich würde gegen sie aufgetreten sein. Es war mir lieb, daß Niemand nach dem Knaben fragte, ich hätte mich nicht von ihm trennen können. Albert wurde ein prächtiger Junge, der mich wie seinen Vater liebte. Ich wußte doch nun, für wen ich arbeitete. So verfloß eine Reihe von Jahren; ich hatte weder von Balduin noch von Charlotten gehört. Da kam einst der lange Kammerdiener, Josef; er sagte mir, daß Charlotte den Fürsten verlassen

habe, und daß der Fürst mit einer Gräfin verheiratet sei. Nach diesem ersten Besuche folgte bald ein zweiter. Mir ward um den Knaben bange, aber es fragte Niemand nach ihm. Endlich kam der Graf Ignaz, der Schwager des Fürsten; er erkundigte sich bei mir um Charlotten. Ich konnte ihm keine Auskunft geben. Dann sagte er mir, daß der Fürst gemüthsleidend sei und mich zu sprechen verlange. Ich begleitete den Grafen, der mich nach dem Waldschlosse brachte. Balduin weinte immer noch um seine Charlotte; aber er verfluchte auch seinen Bruder. Ich mußte mit ihm arbeiten; das ganze Waldschloß sollte neu eingerichtet werden. Es entging mir nicht, daß der arme Herr irrsinnig war. Er sprach auch von der Trauung durch einen falschen Pfarrer und nannte Charlotten ein betrügerisches Weib. Ach, hätte ich sie doch vertheidigen können; es war mir unmöglich, denn ich hatte die Falsche selbst gesehen, als sie das Kind hinabschleuderte. Balduin nannte mich wieder Vetter und wollte mich zu seinem Hofzimmermann machen, was ich nicht annahm; aber ich mußte ihm versprechen, oft zu kommen, was auch geschah. Da wurde der Thurm auf den Felsen gebaut, den er Mausoleum nannte. Ich leitete den Bau, so verrückt er auch war. Der Graf willigte in Alles, denn es sollte jede Laune des Unglücklichen befriedigt werden, der, wenn er Widerspruch fand, in die höchste Wuth gerieth. Er machte einen Kindersarg und legte das Testament für seinen Sohn hinein. Den Sarg mußte ich in das luftige Mausoleum bringen, das ich mit Lebensgefahr erstieg. Später reiste ich nur ein Mal alle Jahre nach dem Waldschlosse, um das Mausoleum und den Sarg zu untersuchen; ein anderer durfte

es nicht. Da nahm ich die Holzkapsel mit mir, die das Testament Alberts enthielt. Es war ja möglich, daß mein Pflegesohn noch einmal Gebrauch davon machen konnte, und darum durfte es nicht gestohlen werden. Ein Maler mußte mich malen, der Fürst wollte das Porträt seines Vetters haben. Oft drang er mir Geld auf; ich nahm natürlich nur so viel, als ich zur Erziehung Alberts bedurfte, der Architekt werden sollte. Mehr als einmal wollte ich ihm sagen, daß der Knabe lebte und schon ein junger Mann geworden sei; aber ich hielt es doch für besser, zu schweigen, da der Fürst, wenn er böser Laune war, Charlotten, Albert und seinen Bruder verwünschte. Der arme Mann war veränderlich wie das Wetter. Ueber Graf Ignaz und der Fürstin war ich auch nicht im Klaren; sie fragten mich mitunter so verfänglich, daß ich nicht antworten konnte. Von Albert hätte ich mich nicht getrennt, und wenn es mein Leben gekostet hätte. Von seiner Familie war nichts zu erwarten und darum sollte er Architekt bleiben — die Kapsel mit den Papieren bewahre ich unter der Diele meiner Stube auf —"

Hier schloß die Schrift.

Frau Wolter starrte noch lange das Papier an.

Nun nahm sie ein anderes Schriftstück, daß mit einem schwarzen Bande umwunden war. Sie las:

„Das Waldschloß mit allem Zubehör bleibt meinem Sohne Ludwig Albert, daß er es unter dem Titel Graf von Selbach besitze. Ist Charlotte schuldig, so schließe ich ihren Sohn von der Erbschaft aus, und das Waldschloß bleibt bei dem Fürstenthume. Das ist mein letzter Wille."

Neben der Unterschrift befand sich das fürstliche Siegel.

„Was ist das? Was ist das?“ flüsterte die Frau. „Widerspruch häuft sich auf Widerspruch. Ach wie wird das enden!“

Sie nahm das dritte Papier.

„Mein Trauschein! Ach an welche Zeit erinnert er mich!“

Sie weinte lange.

„Wohlan,“ rief sie, „Balduin hat nicht mit Vorsatz, wenigstens nicht mit klarem Verstande mich verstoßen — ich muß ihm ja verzeihen. Und darum kehre ich zu ihm zurück. Doch zuvor werde ich über das Glück meines Sohnes wachen. Es wäre furchtbar, wenn die Rache meiner Feinde sich bis auf die Kinder erstreckte.“

Nachdem sie die Papiere wohl verschlossen, ging sie zu der Tochter zurück. Sie machte Toilette.

„Wohin, Mutter?“

„Zu Frau Gerold! Hüte das Haus, ich werde nicht lange bleiben.“

Siebentes Capitel.

Zwei Mütter.

Die Abenddämerung hatte sich bereits eingestellt, als Frau Wolter durch die Straßen der Stadt eilte. Sie kannte die Wohnung des Zimmermeisters, die sie bald er-

reichte. Um ganz gewiß zu sein, fragte sie einen Mann der das Trottoir fegte.

„Meister Gerold?"

„Ja."

„Sie müssen zwei Häuser weiter gehen — dort, wo der Wagen hält, wohnt der Zimmermeister."

Der Wagen war eine elegante Equipage.

Als Frau Wolter ankam, trat der Intendant Reinhardt aus dem Hause, stieg in den Wagen und fuhr davon. Er hatte die Frau nicht gesehen, aber sie hatte ihn genau erkannt. Bestürzt blieb sie stehen.

„Also doch!" flüsterte sie. „Der schreckliche Mann verkehrt mit dem Zimmermeister! Er bedient sich der Equipage des Prinzen, um den Leuten Besuche zu machen. Mein Gott, der Schlag wäre fürchterlich, wenn Louise, — ich kann es immer noch nicht glauben! Zwar habe ich keinen Grund, eine gute Meinung von den Menschen zu hegen, aber wenn die Mutter die Tochter verkauft — die Familie Gerold steht in gutem Rufe. — Sollte die Verderbtheit schon in die bürgerlichen Kreise gedrungen sein?"

Sie betrat das Haus. Eine Magd führte sie die Treppe hinan zu dem ersten Stocke.

„Frau Gerold wollen Sie sprechen?"

„Frau Zimmermeister Gerold."

Die Magd ließ den Besuch in das Wohnzimmer treten. Dann entfernte sie sich mit dem Bemerken: „ich werde Frau Gerold rufen."

Die Zurückbleibende betrachtete das Zimmer. Es war anständig, bequem und recht bürgerlich eingerichtet. Nichts

verrieth besonderen Reichthum oder Verschwendung; nur eine gediegene Wohlhabenheit drückte sich in Allem aus, was das Auge sah. Cölestine befand sich bei Frau Wiprecht, darum mußte Alberts Mutter wohl zehn Minuten warten. Endlich erschien die Gattin des Zimmermeisters. Ueberrascht grüßte sie die vornehm gekleidete Dame. Charlotte stellte sich als die Mutter Alberts vor.

„Ist's möglich!“ rief Cölestine.

Das Bemühen, unbefangen zu erscheinen, gelang ihr nicht ganz. Zitternd bot sie der Dame einen Platz auf dem Sopha an. Charlotte bemerkte es wohl; ihr Verdacht erhielt neue Nahrung. Das Gesicht der Frau gefiel ihr nicht; der eingekniffte Mund, das widerwärtige devote Lächeln und das Senken der Augenlider — ein Manöver das die frömmelnde Frau so recht in ihrer Gewalt hatte — mußten gegen sie einnehmen.

„Ich fürchtete zur unpassenden Zeit zu kommen.“

„Nein, nein! Eine so werthe Verwandte —“

„Der Wagen, der den Intendanten des Prinzen von Selbach abholte —“

„Die Geschäfte meines Mannes berühren mich nicht.“

„Ein Besuch drängt den andern —“

„Lassen Sie das — ich freue mich unendlich — der arme Albert ist also keine Waise — ich habe ihn stets mit besonderem Interesse beobachtet — seine vorzügliche Befähigung für das Baufach, sein musterhafter Lebenswandel. — Glauben Sie mir, ich habe meiner Tochter nicht gezürnt, als ich erfuhr, daß sie heimlich ihr Herz verschenkt hatte.

Konnte der arme junge Mann dafür, daß er seit früher Jugend von seinen Eltern getrennt war?"

Der Redestrom Cölestinens würde sich unaufhaltsam ergossen haben, wenn Frau Wolter ihm nicht einen Damm entgegengesetzt hätte.

„Ueber diesen Punkt, verehrte Frau, wollte ich zunächst mit Ihnen sprechen. Ich habe meinen Sohn als todt beweint — das wunderbarste Geschick trennte mich von ihm; aber setzen Sie deshalb nicht voraus, daß meine Ehre kompromitirt war!"

„Es kommt mir nicht in den Sinn!" rief Cölestine eifrig.

„Albert stammt aus einer legitimen, von dem Priester eingesegneten Ehe. Die Verhältnisse sind danach angethan, daß ich, die Mutter, die Interessen des Sohnes vertreten muß. Ein trauriges Schicksal verhinderte mich bis jetzt an der Erfüllung meiner Pflicht — aber ich erfülle sie nun doppelt. Albert konnte meinen Konsens zu seiner Heirat nicht einholen, weil er nicht wußte, daß seine Mutter noch lebte. Die Trauung ist in aller Stille vollzogen — auf Ihre Veranlassung, Frau Gerold."

„Gewiß, auf meine Veranlassung, Frau Wolter! Albert hatte ja auf Verwandte nicht Rücksicht zu nehmen, da er verwaist in der Welt stand. Ich habe als Mutter gehandelt — und, so glaube ich hoffen zu dürfen, Sie, meine verehrte Dame, werden den Schritt gut heißen, den ich im Interesse unserer Kinder ausgeführt."

Cölestine hatte nicht ohne Bitterkeit gesprochen; sie war stets gegen Jeden eingenommen, der ihren Plan durchkreuzte.

Versicherte sie aber auch bei jeder Gelegenheit, daß sie christliche Demuth besitze, so war doch der Grundzug ihres Charakters, neben Geiz und Habgier, ein eben nicht edler Stolz, denn er basirte auf Geld.

„Erlauben Sie mir die Bemerkung, daß ich die Heimlichkeit Ihres Verfahrens nicht billige.“

„Warum? Warum?“

Frau Wolter hatte schon Mißtrauen gesetzt in ihre neue Verwandte. Der Blick, das Lächeln, die Art des Sprechens Cölestinens gefielen ihr nicht. In ihrem ganzen Wesen lag etwas Schleichendes, Tückisches, das durch die salbungsvollen Reden nicht verdeckt ward.

„Albert darf sich in allen Ehren an der Seite ihrer Tochter zeigen.“

„Das wohl —“

„Und wenn Louise Gründe hat —“

„Meine Tochter fügt sich ganz dem Willen ihrer Mutter.“

„Und die Gründe der Mutter?“

„Mein Mann ist gegen die Heirat, ich will es offen gestehen. Meine mütterliche Zärtlichkeit hat mich verleitet — o, ich habe eine große Verantwortlichkeit auf mich genommen. Louise liebt ihren Albert, und sie wäre unglücklich geworden, wenn sie das Ziel ihrer Wünsche nicht erreicht hätte. Ebenso ist es auch mit Albert. Beide kennen sich lange schon. Ich habe längst eine Fügung Gottes darin erkannt, daß sich die jungen Leute liebten. Mein Beichtvater stimmte darin überein, daß man sich den Willen Gottes nicht widersetzen müsse. Gerold wird das, was geschehen,

anerkennen und den Schwiegersohn als Kompagnon in das Geschäft nehmen. Nach der Trauung sagte Albert, er sei der Sohn eines Fürsten —"

Nun lächelte Cölestine so devot, als es ihr möglich war.

„Vor Gott," fügte sie hinzu, „sind wir alle gleich. Der Fürst wie der Bettler ist eine Kreatur des allmächtigen Schöpfers, der Himmel und Erde gemacht hat. Ich habe mir den Zimmermann, nicht den Fürstensohn zum Eidam erkoren, und Louise hat den Gesellen ihres Vaters geliebt. Es liegt unendlich viel Rührendes in diesem Verhältnisse."

Cölestine brachte das Tuch an die Augen.

Frau Wolter konnte nicht sehen, ob die Gattin des Zimmermeisters weinte, denn die Abenddämmerung war stärker geworden. Hätte sie aber die Züge der frommen Frau beobachten können, so würde sie bemerkt haben, daß Cölestinens Auge giftige Blicke entströmten, die sich über die die ganze Gestalt der Putzmacherin ergossen.

„Eine schlaue, und darum eine gefährliche Frau!" dachte diese.

Frömmelei und Frömmigkeit unterscheidet der aufmerksame Beobachter leicht. Charlottens Scharfblick konnte es nicht entgehen, daß sie mit einer exzellenten Heuchlerin zu thun hatte.

„Frau Gerold," begann sie nach einer Pause, „wie es natürlich ist, daß Ihnen das Glück der Tochter am Herzen liegt, so ist es mir Bedürfniß, für den Sohn zu sorgen. Unsere Kinder sind ehelich verbunden —"

„Das sind sie! Und ich freue mich dessen."

„Der Schritt ist nicht rückgängig zu machen."

„Denken Sie denn daran?"

„Nein."

„Zu welchem Zwecke aber bemerken Sie —"

„Ich will andeuten, daß wir in verwandtschaftliche Beziehung getreten sind."

„Einen Vorzug, den ich zu würdigen weiß!" sagte Cölestine, indem Sie das Haupt neigte.

„Fürst Balduin ist mein Gemal —"

„Ich zweifle nicht daran."

„Prinz Ewald ist der Bruder meines Gemals — Beide sind Feinde."

„Hat diese Feindschaft Einfluß auf unsere Kinder?" fragte Cölestine.

„Bedenken Sie: Albert ist der Neffe des Prinzen!"

„Ich verstehe Sie nicht! Sie sprechen in einem drohenden Ton, sind erregt —"

„Ist es wahr, daß der Prinz Ihrer Tochter nachgestellt hat?"

Cölestine zuckte heftig zusammen.

„Was ist das?"

„Die Welt ist schlecht, sie lügt, ich weiß es; aber verzeihen Sie meine Angst — derselbe Intendant, den ich vorhin aus Ihrem Hause habe kommen sehen, er behauptet, Meister Gerold habe sich ein Vermögen durch die Ehre seiner Tochter erkauft."

Das war zu viel für die fromme Frau. Sie blieb einige Augenblicke sprachlos. Zitternd preßte sie die hageren Hände auf den Busen.

„Das behauptet der Intendant?“ fragte sie endlich. Sie hatte sich entfärbt, ihr ganzer Körper zitterte.

Frau Wolter betrachtete forschend die Mutter Louisens.

„Der böse Mensch hat eine schwere Beschuldigung ausgesprochen,“ sagte sie mit erzwungener Ruhe. „Dadurch hat er die Eile und die Heimlichkeit der Verbindung erklären wollen. Kenne ich nun auch die Bosheit des Intendanten, so war es mir doch unmöglich zu schweigen. Bei dem Heile unserer Kinder beschwöre ich Sie: Geben Sie mir die wahren Gründe an, die sie geleitet haben. Albert weiß darum —“

„Ist's möglich!“

„Ich habe es übernommen ihm die Ueberzeugung zu verschaffen, daß seine Braut schmählich verleumdet ist. Die ganze Angelegenheit gibt auf den ersten Blick Anlaß zu Argwohn und der Verleumder soll seiner Strafe nicht entgehen. Hat der Prinz selbst die Hand dazu geboten, um an seinem Bruder eine Tücke zu verüben, so soll auch er von den Folgen getroffen werden, welche die verruchte Beschuldigung nach sich zieht. Damit Sie mir volles Vertrauen schenken, habe ich unser verwandtschaftliches Verhältniß betont, und ich betone es jetzt noch einmal mit doppeltem Nachdruck. Zwei Mütter berathen das Wohl ihrer Kinder — es muß Alles schwinden, was dem entgegensteht.“

Cölestine hatte lange ihr Gesicht verhüllt.

„An eine solche Bosheit habe ich nicht glauben können!“ flüsterte sie zitternd. „Ich erinnere mich auch keines Vorfalls, der nur irgend als Vorwand dienen könnte. Wahr ist, daß mein Mann mit dem Intendanten in Geschäftsverbindung steht — meine Tochter aber hat nie den Mann ge-

sehen, viel weniger noch den Prinzen, den man als einen kranken, grämlichen Menschen bezeichnet. Ich habe über Louisen gewacht, wie es die Pflicht einer Mutter ist, die auf Ehre hält und Religion im Herzen trägt."

„Warum aber sind Sie so eilig und heimlich verfahren?"

„Schieben Sie meinem Verfahren nicht unlautere Gründe unter. Was ich gethan, kann ich mit meiner Ehre vereinbaren. Louise sollte zufrieden, sollte glücklich sein. Die Angst um das Leben des Geliebten verzehrte das arme Mädchen. Man hat Albert todt gesagt, er war auf der Zuckerfabrik des Prinzen verschwunden. Da bangte uns um den Verstand der Tochter; wir wußten nicht, was wir aus ihrer Traurigkeit machen sollten. Mehr noch: mein Mann hatte Albert zur Fabrik geschickt; er trug gewissermaßen die Mitschuld an dem Unglücke seines Gesellen. Als uns Aufklärung geworden, glaubte ich dem Geretteten Satisfaktion schuldig zu sein; ich gab ihm meine Tochter. Louise ist rein wie das Sonnenlicht — sie liebt ihre Eltern; aber um den Preis ihrer Ehre wird sie unser Glück nicht befördern. Und wir würden ein solches Opfer weder fordern noch annehmen. Stellen Sie mich dem Intendanten und dem Prinzen entgegen — ich vertheidige meine Tochter!"

Cölestine schluchzte laut vor Zorn und Groll.

„Beruhigen Sie sich, Frau Gerold!"

„Ich kann es nicht."

„Vereinigen wir uns zum Glücke unserer Kinder."

„O, Frau Wolter, ich errathe, wohin das Ganze zielt."

„Geben Sie unbegründeten Vermuthungen nicht Raum."

„Der Stolz will die Verbindung der Tochter des Zimmermanns mit dem Fürstensohne aufheben."

„Nein, nein!"

„Leugnen Sie es nicht. Frau Wolter! Man wählt das abscheulichste Mittel, daß ein Menschenhirn ersinnen kann. Der Stand meines Schwiegersohnes gilt mir nichts — Louise, Louise, hätte ich das ahnen können!"

Cölestine brach fast zusammen.

Dieser Schmerz, dieser Ausbruch der Verzweiflung konnte kein erkünstelter sein.

Charlotte war gerührt.

„Ich mußte Ihnen das eröffnen! Wie Sie, bin auch ich von der Bosheit getroffen. Wir werden Mittel zur Abwehr finden. Ihre Hand, Frau Gerold — zwei Mütter vereinigen sich!"

„Was können wir thun?"

„Ich werde überlegen."

„Sie stehen uns nicht feindlich entgegen?"

„Deß' ist Gott mein Zeuge."

„Wohlan, ich glaube Ihnen."

„Mir ist es lieb, daß mein Sohn der bürgerlichen Sphäre erhalten bleibt. Die Aristokratie wird ihn nicht anerkennen — ich sehne mich auch nicht danach. Albert ist für den Bürgerstand erzogen und nur eine bürgerliche Frau kann ihn beglücken. Der Fürst muß einwilligen, ihn in seinem Stande zu belassen: ich werde dahin zu wirken wissen, bin ich doch selbst die Tochter eines bürgerlichen Offiziers. Wir werden uns näher kennen lernen, dann erfahren Sie, wie schwer die Hand des Schicksals auf mir ruht und wie

wenig Grund ich habe, dem Prinzen zu trauen. Aber Gewißheit wollte ich von Ihnen haben — sie ist mir nun geworden. Ich bitte Sie, stellen Sie mir meine Schwiegertochter vor, der wir die Verleumdung verschweigen wollen."

Cölestine mußte sich erholen.

Es war indeß dunkel geworden. Da ward leise die Thür geöffnet.

„Mutter!" rief eine Stimme.

„Hier bin ich, mein Kind."

„Allein?"

„Bringe Licht und Du wirst sehen, wer bei mir ist."

Louise verschwand.

Nach einigen Minuten kam sie mit der großen Astrallampe zurück, die sie auf den Tisch setzte.

„Albert's Mutter!" sagte Cölestine.

Tief erröthend verneigte sich die junge Frau.

„Erschrick nicht, mein Kind! Deine Schwiegermutter weiß Alles?"

„Albert hat mir kein Wort davon gesagt," stammelte sie.

Frau Wolter erhob sich.

Zitternd küßte sie die schöne reine Stirn Louisens.

„Ich nenne Sie meine Tochter! Wenn Albert selbst Sie mir nicht zuführt, so entschuldige ich es durch die ungewöhnlichen Verhältnisse — weiß ich selbst doch kaum, wie sich die Dinge gestaltet haben. Empfangen Sie meinen Glückwunsch, meinen Segen, den Segen einer schwergeprüften Frau. Wenn der Abend meines Lebens heiter wird, wenn ich im Kreise meiner Kinder die Vergangenheit vergessen kann, so

glaube ich wohl, es verdient zu haben. Meine Tochter ist bereits Ihre Freundin —“

Rührung übermannte sie.

Sanft zog sie Louisen an sich und küßte sie noch einmal.

Die junge Frau zitterte und weinte.

„Fassen Sie sich!“ sagte Frau Wolter. „Wir werden eine glückliche Familie bilden. Auch mir ist es lieb, daß die Heirat noch nicht in die Oeffentlichkeit mitgetheilt werde; es bleibt mir noch manches zu ordnen.“

Louise war erstaunt über das Benehmen der Dame; sie wußte ja, daß Charlottens Mutter die Gemalin eines Fürsten war.

Das Gespräch behandelte jetzt allgemeine Gegenstände. Nach einer Viertelstunde dachte Frau Wolter:

„Louise selbst bürgt dafür, daß ihre Ehre makellos ist! Ein schuldbewußtes Herz spricht anders. Ich vertraue fest und werde danach handeln.“

Die neue Verwandte schlug die Einladung zum Abendessen aus, da sie Charlotten nicht lange allein lassen wollte.

„Erlauben Sie mir, daß ich Sie begleite?“ fragte Louise.

„Wenn Ihre Mutter einwilligt, gern. Charlotte wird sich freuen.“

„Du kommst in einer Droschke zurück!“ befahl Cölestine.

So schieden die beiden Mütter, nachdem sie sich schweigend die Hand gedrückt hatten.

Kaum war Cölestine allein, als Meister Gerold ein-

trat. Er war, wie jeden Abend berauscht. Heute hatte er mit dem Intendanten in seinem Zimmer getrunken, der wie wir wissen, ihn besucht hatte.

„Konrad! Konrad!“ rief die Gattin.

Konrad taumelte nach dem Sopha, auf das er niederfiel, daß das Möbel seufzte.

Aber auch Frau Cölestine seufzte:

„Schrecklicher Mann! Es ist ein wahres Glück, das Du nicht fünf Minuten früher gekommen bist. Du bringst Schimpf und Schmach über unsere Familie. Freilich, unter solchen Umständen muß das Geschäft zu Grunde gehen. Mit einem Trunkenbolde läßt sich Niemand gern ein. Schäme Dich, Konrad!“

Die Frau machte ihrem Grolle dadurch Luft, daß sie vor dem Manne ausspie.

Konrad fühlte sich nicht verletzt.

„Warum soll ich nicht trinken?“ lallte er. „Heute ist der Hochzeitstag meiner einzigen Tochter! Louise hat den Sohn eines Fürsten geheiratet — das junge Ehepaar soll leben!“

„Ah, daher kommt der Rausch!“ dachte Cölestine.

„Reinhardt, ist mein bester Freund! Das hat er bewiesen — der Fürst thut Einsprache; aber es hilft nichts. Nun kommt das Geschäft und ich werde es machen. Mit einer halben Million kann man Paläste bauen. Ich kaufe das Grundstück, das früher Rose bewohnt hat, die alte Wiprecht! das zähe Weib will gar nicht sterben. Es kann sich von dem Gelde nicht trennen! Das Weib ist reich.“

Des Meisters schwerer Kopf senkte sich zur Seite.

Cölestine war aufmerksam geworden.

Sie trat dem Gatten näher.

„He, Konrad!“

Nun rüttelte sie ihn.

„Konrad! Konrad!“

Der Betrunkene riß die Augen auf.

„Du bist's, Frau!“

„Wer hat Dir gesagt, daß die Wiprecht so reich ist?“

„Wer?“

„Nun ja!“

„Ich muß mich besinnen.“

„Vielleicht Reinhardt?“

„Ja, Reinhardt! Der weiß Alles!“

Cölestine ließ sich neben dem Gatten nieder. Indem sie ihre entsetzlich magere Hand auf seine runde Schulter legte, fragte sie:

„Was weiß denn Reinhardt?“

„Ich soll es nicht sagen.“

„Vor mir, Deiner Frau, brauchst Du kein Geheimniß zu haben. Ich theile Dir ja auch Alles mit, was ich weiß.“

Mit dem Begriffsvermögen des Meisters stand es diesen Abend schlecht; der Wein hatte es dergestalt gefesselt, daß es keine Thätigkeit äußern konnte.

„Ich lasse Alles niederreißen!“ murmelte der Betrunkene. „Der Keller soll aufgewühlt werden — da liegt das Geld! Lauter Gold. Der alte Wiprecht hat es vergraben — der Schlaukopf!“

„Und das weiß Reinhardt?“

Der Meister war eingeschlafen. Sein schwerer Kopf ruhte auf dem Arme, der Arm ruhte auf der Lehne des Sopha's.

Cölestine betrachtetete den selig Entschlafenen.

„Von solchen Dingen haben die Beiden also gesprochen! Dieser Reinhardt muß doch ein gefährlicher Mensch sein. Nun zieht er auch die alte Wiprecht in den Kreis seiner Intriguen. Und Konrad, der dumme Teufel, läßt sich wie ein gefügiges Werkzeug zu Allem verwenden. Diesen Abend erfahre ich wohl nichts mehr; aber morgen, morgen soll er beichten."

Louise trat ein.

Als sie den Vater erblickte, brach sie in Thränen aus.

„Laßt ihn nur!" flüsterte die Mutter. „Er hat Gelegenheit gehabt, Wein zu trinken. Wir wollen ihn zu Bett bringen."

Mutter und Tochter führten halb gewaltsam den Bewußtlosen in das Schlafzimmer, wo sie ihn angekleidet auf das Bett legten.

Der Meister erfreute sich eines so gesunden Schlafes, daß er von dem, was mit ihm vorgegangen, nichts merkte. Mit diesem traurigen Dienste, den die Tochter dem Vater geleistet, schloß der Hochzeitstag der jungen Frau, die betrübt der Mutter gute Nacht wünschte und sich in ihr Kämmerlein zurückzog.

Achtes Capitel.

Daß Bekenntniß einer Sterbenden.

Albert war, wie versprochen, in dem Forsthause eingetroffen. Der alte Körner machte ihm keinen Vorwurf, aber in seinen Zügen ließ sich erkennen, daß er mit der verzögerten Rückkehr nicht zufrieden war.

„Noch haben Sie nichts versäumt," flüsterte ihm Friederike zu. „Der gnädige Herr ist noch nicht dagewesen."

Der junge Mann erzählte den Einbruch des Intendanten Reinhardt und den Fund der Papiere.

„Sie sehen," schloß er, „daß mich eine mächtige Hand geführt hat. Auch habe ich meine Mutter kennen gelernt. Gebe Gott, daß der Vater sich nicht von mir abwendet!"

„O, ich habe es immer gesagt!" rief Friederike.

„Was hast Du denn gesagt? fragte der Förster barsch.

„Daß Herr Albert nicht ist, was er scheint."

„Die Geheimnißkrämerei des gnädigen Herrn gefällt

mir nicht. Er hätte längst rund heraussagen müssen, was er im Schilde führt."

„Lieber Jakob, wir können die Verhältnisse nicht durchschauen, darum dürfen wir nicht vorschnell urtheilen."

„Dieser Reinhardt, ist ein Schurke und Prinz Ewald, Gott verzeihe mir die Sünde, ist nicht viel besser!" sagte grollend der Förster. „Wäre eine kräftige Hand in die ganze Geschichte gefahren, so müßte längst Alles klar sein. Frau Charlotte hat auch einen großen Fehler begangen; sie hätte sich nicht zurückziehen müssen."

„Alter," flüsterte ihm die Frau zu, „Du vergißt, daß der Fürst sich zum zweiten Male verheiratet hat."

Der Alte schob seine Mütze tief in die Stirne und murmelte:

„Daraus werde der Teufel klug!"

Fabian blieb stets in der Nähe seines jungen Herrn, er bediente ihn mit dem Respekte, den er dem Sohne des Fürsten schuldig zu sein glaübte.

Graf Ignaz blieb aus. Der Abend kam und immer noch erschien der Wagen des gnädigen Herrn nicht. Wir berichten die Vorgänge, die ihn abhielten, zu kommen. Fürst Balduin bewohnte immer noch die Villa seiner Schwiegermutter, jener alten Dame, deren Verstand in den Zustand der Kindheit zurückgekehrt war. Die Komtesse, wie sie genannt ward, war einst eine berühmte Schönheit gewesen. Napoleon der Große als er mit seinen Schaaren Deutschland überzog, hatte sie einst, die Perle der deutschen Mädchen genannt und ihr die Hand geküßt. Damals hatte ihr Vater noch ein beträchtliches

Vermögen, das später ein luxuriöses Leben verschlang. Die gepriesene Schönheit, die sich mindestens einem Fürsten bestimmt wähnte, heiratete einen armen Grafen und aus dieser Ehe stammten Ignaz und die Fürstin. Maßloser Ehrgeiz war ein Grundzug der ganzen Familie. Erst in dem spätern Lebensalter hatten sich in den beiden Geschwistern die Regungen des Herzens geltend gemacht. Wir kennen den Opfermuth Benigna's, die ihrer Liebe entsagte, um den fürstlichen, gemüthskranken Gemal zu beglücken.

Der greise Arzt, den man in das Geheimniß gezogen, besuchte oft die Villa. Er war auch an jenem Tage dort. Die alte Kammerfrau der Komtesse lag krank. Man sandte den Arzt zu ihr. In dem Augenblicke, als Ignaz abfahren wollte, trat der Arzt zu ihm.

„Bleiben Sie noch!“ bat er.

„Warum, Herr Medizinalrath?“

„Fräulein Saller ist gefährlich krank. Ich glaube kaum daß sie den nächsten Morgen erlebt.“

„Die treue Dienerin thut mir leid; aber Doktor, kann ich ihr helfen?“

„Nein, eben so wenig, als ich es vermag.“

„So werde ich reisen, um den jungen Mann zu holen.“

„Die Saller will den Fürsten sprechen.“

„Zu welchem Zwecke?“

„Sie fühlt die Nähe des Todes und kann, sagt sie, nicht sterben, ohne dem Fürsten ein Bekenntniß abgelegt zu haben.“

Ignaz ging mit dem Arzte in die Villa zurück.

„Kann ich die Kranke sprechen?“

„Ich habe keinen Grund es zu untersagen.“

„Begleiten Sie mich, lieber Freund!“

Beide Männer betraten einen Seitenflügel der Villa. Hier wohnte die Kammerfrau. Die Fenster des Zimmers waren verhangen, um dem Eindringen des Sonnenlichtes zu wehren. Die Kranke, eine bejahrte Frau, lag todtbleich in ihrem Bette. Ein unheimlicher Glanz strahlte aus ihren Augen. Als die Männer dem Lager näher traten, hob sie krampfhaft die Hand empor.

„Ich muß den Fürsten selbst sprechen!“ rief sie mit Anstrengung. „Sie erzeigen dem hohen Herrn und mir eine Wohlthat, wenn Sie die Unterredung beschleunigen.“

„Sie wissen,“ sagte Ignaz, „daß der Fürst leidend ist. — Vertrauen Sie mir Ihr Geheimniß an und ich gelobe Ihnen, daß es zur Kenntniß des Fürsten komme.“

„Nein, nein!“ rief ängstlich die Kranke. „Ich will die Gewißheit mit mir nehmen, daß der Fürst davon unterrichtet ist. Sie mögen hören, was ich dem hohen Herrn sage. Wenn Sie es gut meinen, führen Sie ihn zu mir. Meine Worte werden seinen Schmerz lindern, werden die Ehre einer unschuldigen Dame retten. Dringen Sie nicht weiter in mich; ich gebe meine Erklärung nur dem Fürsten — Wollen Sie meine Bitte nicht erfüllen, so lassen Sie mich sterben!“

Fräulein Saller schloß erschöpft die Augen.

„Wir dürfen nicht zögern,“ flüsterte der Arzt. „Ich bin der Ansicht, daß wir dem Willen der Sterbenden nachkommen. Einzelne Partien der traurigen Familienverhältnisse liegen

noch in Dunkel gehüllt, vielleicht verbreitet der Tod dieser Frau Licht —"

„Sie haben Recht — Ich hole Balduin —"

Der Arzt blieb bei der Kranken allein.

„Kommt der Fürst?" fragte sie nach einigen Minuten.

„Er wird kommen; beruhigen Sie sich."

„Gott sei Dank!"

Sie versuchte es, sich emporzurichten. Der freundliche Arzt unterstützte sie in ihren Bemühungen. Fräulein Saller saß halb aufgerichtet in den Kissen, als der Fürst und Ignaz eintraten. Balduin sah ernst, aber sehr ruhig aus. Als er die Kranke erblickte, sagte er mitleidig:

„Sie wollen mich sprechen; da bin ich, Fräulein!"

Der Arzt schob einen Stuhl heran, auf dem sich Balduin niederließ.

„Sind Sie der Fürst?" fragte die Kranke, ihn anstarrend.

Ignaz zog den Vorhang am Fenster zurück. Ein Lichtstrahl traf den Kopf Balduin's.

Die Kranke erkannte den Fürsten.

„Dank, Dank, gnädigster Herr, daß Sie gekommen sind! Nun kann ich mein Gewissen erleichtern, kann Sie um Verzeihung bitten. Die Angst fesselt mich noch an's Leben —"

Der Fürst fragte mild:

„Haben Sie mir denn ein Unrecht zugefügt?"

„Ich bin eine Verbrecherin vor Gott und den Menschen!" sagte dumpf die Kranke, indem sie die abgemagerten Hände faltete. „Mein Gewissen habe ich lange beschwichtigen können — als der Tod nahte, war es mir nicht mehr möglich.

Ich muß mich kurz fassen — die Kräfte schwinden. — Gnädigster Herr, ich schwöre zu Gott, vor dessen Richterstuhl ich treten soll, daß ich die Wahrheit rede —“

Sie hob feierlich die bebende Hand empor.

Nachdem sie tief Athem geschöpft, fuhr sie fort:

„Man hatte mich zur Wärterin bei der Fürstin Charlotte bestellt — Ich that so lange redlich meine Pflicht, als Habsucht und Liebe mich nicht verblendeten. Reinhardt hatte mir ewige Treue geschworen und ich liebte den Mann, den ich später hassen mußte. Er reichte mir der Lockspeisen so viel, daß ich nicht widerstehen konnte, davon zu genießen. Ich gab Gelegenheit, daß der Prinz Ewald zu meiner schönen Herrin gelangen konnte, von der man behauptete, sie sei nicht kirchlich eingesegnet. Frau Charlotte wies den Prinzen entrüstet zurück. Sie drohte ihm sogar mit einer Waffe. Alle Bemühungen des Verführer blieben fruchtlos, sie scheiterten an der Standhaftigkeit und Treue meiner Herrin, die keine Ahnung davon hatte, daß ich mitwirkte. Ach, ich Verblendete hätte für Reinhardt Alles gethan, der mir ein schönes Ziel in Aussicht gestellt. Es sei für das Land nothwendig, versicherte er, daß der Fürst seine Charlotte aufgebe. Um den Fürsten zu täuschen, zog ich die Kleider meiner Herrin an und zeigte mich an der Seite des Prinzen. So ward die Saat des Argwohns ausgestreut, die auch bald Wurzel faßte. Erlassen Sie mir die Schilderung der kleinen, aber tückischen Intriguen, die mit unerhörter List eingeleitet wurden. Charlotte, die in ihrem Zimmer über die Veränderung des Fürsten weinte, hatte keine Ahnung von dem, was geschah; sie klagte mir oft ihre Noth und bat den Himmel um Abhilfe.

Anfangs mit Schmerz, später mit Stolz wies sie die Vorwürfe des Gemals zurück. Die Dinge schienen sich wieder zum Guten zu wenden. Da verlangte Reinhardt von mir die Ausführung eines teuflischen Planes. Ich schauderte zurück; aber er zwang mich dazu. Meine Ehre hatte ich ihm hingegeben, ich fühlte mich Mutter. „Ich führe Dich als mein Weib heim," sagte er, „wenn Du das Kind des Fürsten, diesen Bastard, in die Schlucht neben dem Schlosse schleuderst. Auf Dich fällt kein Verdacht, man wird glauben, Charlotte selbst habe die Unthat verübt." Ich sträubte mich dagegen; aber unter den vielen Gründen, die man mir angab, wirkte der entscheidend, daß ich meine Ehre retten mußte. Die Zeit, daß meine Schande sichtbar wird, rückte immer näher heran. Reinhardt versicherte, er könne nicht anders handeln, so wehe es ihm auch thäte, da er von Prinz Ewald abhängig sei und die Verheiratung in das Reich der Unmöglichkeit gehöre, wenn der Prinz sie nicht befördere. Ihm sei eine einträgliche Stelle sicher, sobald Ewald die Regierung anträte. Ich verlebte furchtbare Tage und Wochen. Mein Verstand verwirrte sich, ich wußte kaum noch, was ich that. Auf der einen Seite lag die Schande, auf der andern zeigte sich mir die verlockende Aussicht, die ehrliche Frau eines Mannes zu werden, der sein gutes Auskommen hatte. Reinhardt machte mir die heftigsten Vorwürfe; er klagte mich an, daß ich keine Liebe zu meinem Kinde, keine Liebe zu ihm habe. Mein körperlicher Zustand wirkte auf den Geist. Dazu kam, daß meine Herrin anfing mich hart zu behandeln. Es war nicht mehr mit ihr auszukommen. Tag und Nacht nahm sie meine Dienste in Anspruch und ich selbst befand mich

in einer Verfassung, die Ruhe und Schonung erforderte. Es war natürlich, daß ich mir kleine Nachlässigkeiten zu Schulden kommen ließ. Da drohte die Herrin mit augenblicklicher Entlassung. Ach, ich war halb wahnsinnig! Da kam Reinhardt und forderte die letzte Entscheidung; er behauptete jetzt oder nie müsse der Schritt ausgeführt werden, denn der Fürst sei in der besten Stimmung, sich von seiner Maitresse abzuwenden, die uns alle durch ihren mächtigen Einfluß Verderben würde. Er legte mir die Pflicht der Selbsterhaltung an das Herz und zeigte eine Anweisung von zwanzigtausend Thalern, die Prinz Ewald zahlen wollte, sobald Charlotte in den Augen ihres Liebhabers als Verbrecherin dastehe. Ich fragte, ob es kein anderes Mittel gäbe, den Zweck zu erreichen. — Nein! war die entschiedene Antwort. Wir kennen den Fürsten."

Balduin saß regungslos wie eine Statue.

„Ewald! Ewald! murmelte er kaum hörbar. „Und Du bist mein Bruder!"

„Still!" flüsterte der Arzt ihm zu. „Der Sterbenden sind nur Minuten noch zugemessen — Sie müssen Alles hören."

Fräulein Saller nahm ihre letzte Kraft zusammen.

„Ich willigte ein," fuhr sie mit Anstrengung fort. „Man traf die Vorbereitungen zu der entsetzlichen Täuschung. Der Mond schien hell — ich sehe das schreckliche Licht noch — kalt flimmernd drang es durch die Fenster — ich hüllte mich in den weißen Nachtmantel meiner Herrin — mich fror — als ich über den Korridor schleichen wollte, hörte ich Geräusch — ich glaubte die Gestalt eines Mannes zu

sehen — aber es war Täuschung — die vorige Stille trat wieder ein. Es schlug ein Uhr nach Mitternacht — das war der festgesetzte Augenblick — ich wollte umkehren. — Da regte sich das Kind unter meinem Herzen. — mir schwanden fast die Sinne. Noch lehnte ich an der kalten Wand, als Reinhardt mir zuflüsterte: „Beeile Dich, der Fürst steht auf dem Balkon! Zögerst Du eine Minute, so ist es zu spät; ich öffne alle Thüren!“ Der schreckliche Mann, küßte mich, schloß mich fest in die Arme und nannte mich die Mutter seines Kindes. Dann verschwand er. Wie Feuer brannten seine Küsse auf meinen Lippen, mir war, als ob sich eine wohlthätige Wärme über meinen ganzen Körper verbreitete. Ich bin Mutter, muß für meine Ehre und mein Kind sorgen! So ging ich weiter. Ich fand alle Thüren offen. Charlotte schlief fest — da stand das Bettchen — ich sah den Kopf des Kindes, fest in die weißen Kissen gepackt. Nein, ich durfte die Züge des kleinen Wesens nicht länger betrachten — ein unbeschreibliches Gefühl übermannte mich — da seufzte Charlotte im Traume. Bebend umschlang ich die weißen Kissen — sie waren schwer wie Blei, der Kopf des Kindes berührte mich kalt — ich wandte das Gesicht ab — so durcheilte ich die Zimmer und den Korridor. Ich hörte, sah und fühlte nichts mehr. Eine Hand führte mich. Ich stand auf dem Felsen an der Schlucht — die letzte Kraft verließ mich — ich brach zusammen — das Kind glitt in den Abgrund.

Die Sterbende schwieg; dann seufzte sie tief und schwer. Ihre zum Gebete verschlungenen Hände zitterten heftig.

„Mein Gott! mein Gott!“ hauchte der Fürst vor sich hin.

„Du siehst,“ sagte Ignaz bewegt, „Charlotte ist schuldlos.“

„Aber mein Sohn ist gemordet!“ murmelte Balduin dumpf.

Er ballte die Fäuste, ein Anfall von Tobsucht schien im Anzuge zu sein.

Da hob die Sterbende das Haupt noch einmal empor. Der unheimliche Blick ihres Auges traf den Fürsten, der, wie von einer magnetischen Kraft getroffen, ruhig verblieb.

„Ich war Mörderin geworden!“ sagte die Saller dumpf. „Die Strafe ereilte mich dafür — ich gebar in der Hütte eines Waldhüters ein todtes Kind und Reinhardt war meineidig, er verließ mich. Daß er meine Schande verschweigen wolle, war Alles, was ich von ihm erlangen konnte. Nach einer langwierigen Krankheit erbarmte sich die gnädige Komtesse meiner. O, hätte ich den Verbrecher anklagen können, ohne mich selbst anzuklagen! So lebte ich einsam und fand eine Genugthuung darin, meiner alten kranken Herrin eine treue Pflegerin zu sein. Jetzt streckt der Tod die Hand nach mir aus — Charlotte ist hier gewesen. Die Pflicht gebietet, daß ich einen Verdacht von ihr nehme.“

„Weib,“ rief Balduin, „hast Du die Wahrheit gesprochen?“

„Ich stehe am Rande des Grabes!“

„Du, Du hast den Knaben in die Schlucht geschleudert?“

„Ich! Ich! Charlotte ist schuldlos!“

Balduin hatte sich rasch erhoben.

Er starrte die Sterbende an.

„Verzeihung, Verzeihung! Gott sei mir Sünderin gnädig!“

Der Todeskampf trat ein.

„Kommen Sie, gnädigster Herr, kommen Sie!“ mahnte der Arzt. Lassen Sie die Leidende in Frieden sterben!“

Auch Ignaz bat den Fürsten, der von dem Anblicke der sterbenden Frau so ergriffen war, daß er sich willenlos in den Saal des Erdgeschosses führen ließ.

Der Arzt blieb in dem Sterbezimmer.

Balduin saß wie niedergeschmettert in einem Lehnstuhle. Der Anfall von Tobsucht kam nicht zum Ausbruche.

„Freund,“ begann Ignaz, hier hat die Hand Gottes einen Schleier zerissen, den zu beseitigen meiner Kraft unmöglich war. Niemand hätte an diese Saller gedacht, die für ein Muster von Ordnung und Frömmigkeit galt. Mein eifriges Bemühen ist gewesen, Dir völlige Gewißheit, klare Ueberzeugung zu verschaffen. So weit dies möglich, habe ich es vollbracht. Charlotte selbst konnte nähere Aufschüsse nicht geben; aber der Glaube lebte fest in mir, man hat eine gräßliche Mystifikation verübt.“

„Ewald! Ewald!“ wiederholte Balduin.

„Er ist ein treuloser Bruder!“

„Ein Verbrecher ist er! Er hat mir den Sohn morden lassen!“

„Noch glaube ich nicht daran!“

„Hast Du das Bekenntniß der Sterbenden gehört?“

„Ich habe es gehört!“

„Und eine Sterbende kann nicht lügen! Aus ihr spricht das Gewissen, die Stimme Gottes!“

„Noch kann ich eine Behauptung nicht aufstellen, denn noch fehlen die Papiere Brands, des Vetters Charlottens, die Aufklärung bringen müssen. Der seltsame Mann hat Albert wie seinen Sohn erzogen — betrachte Alberts Hand, seine Aehnlichkeit mit Dir — und dann die Worte, die er bei verschiedenen Gelegenheiten geäußert — die Saller hat das zarte Kind nicht genau betrachtet — Sie ist vor Schreck und Angst halb wahnsinnig gewesen. Verliere die Hoffnung nicht —“

„Mein Sohn ist todt!“ seufzte schmerzlich der Fürst.

„Nein, nein!“

„Ach, der Glaube an Charlotten ist mir geblieben!“

„Halte ihn fest, Balduin.“

„Und das ist ein Glück. Ein freundlicher Geist hat sich meiner bemächtigt, die Welt erscheint mir in einem andern Lichte, ich kann wieder frei denken — Ignaz, ich kann wieder weinen!“

Er stand auf und warf sich an die Brust des Freundes.

„Darf ich denn der Liebe Charlottens mich erfreuen?“ fragte er nach einer Pause.

„Du darfst es Freund!“

„Kann ich sie um Verzeihung bitten, mich ihres Umgangs erfreuen, ohne Benigna —“

„Balduin, der Wunsch meiner Schwester ist erfüllt, sie herrscht und glänzt als Fürstin. Demnach steht Ihr Beide am Ziele. Benigna besitzt die Eigenschaften einer Gattin nicht — sie regiert; Dir fehlen die Eigenschaften, die das Regieren erfordert — übe Deine Kunst und sei glücklich in der Liebe. Wahrlich, ein günstigeres Los konntest Du nicht

hoffen — sei nun auch dankbar dem Geschicke, das Dir am Abende Deines Lebens noch einmal schön und freundlich die Sonne aufgehen läßt. Du machst uns glücklich, wenn Du auf Dein eigenes Glück Bedacht nimmst."

Der Medizinalrath trat ein.

„Sie ist verschieden," berichtete er. „Ihr letzter Seufzer war Charlotte, die sie um Verzeihung bat. Ich wünsche Ihnen Glück, gnädigster Herr; Sie sind um eine Erkenntniß reicher geworden, die Ihnen als Richtschnur für das Leben dienen kann."

Schweigend reichte der Fürst beiden Männern die Hände.

Ignaz fuhr nach dem Forsthause; der Arzt blieb bei dem Fürsten.

Gegen Abend standen beide Männer auf einem Hügel, von wo aus sich Ihnen eine reizende Fernsicht in das Thal bot. Die Sonne hatte sich schon hinter die Bergkette gesenkt, tief unten zwischen den Bäumen wogten die ersten Schatten und eine feierliche Ruhe lag über die Landschaft, die freundlich, wie ein Panorama sich ausbreitete.

Auf der weißen Straße sah man Heerden, die dem nahen Dorfe zu zogen. Auch einzelne Ackerwagen zeigten sich, von rüstigen Pferden gezogen. Unten am Weiher, der das Abendroth widerstrahlte, stillten Rehe ihren Durst. Stiller ward es und immer stiller in der Natur. Der Gesang der Vögel verstummte nach und nach. Da erklang das Läuten ferner Glocken. Geheimnißvoll, als ob sie aus dem Himmel kämen, zogen die Töne durch das ruhige Thal.

Balduin entblößte das Haupt. Dann breitete er die Arme aus.

„O, mein Gott," rief er, „wie schön hast Du Deine Erde erschaffen. Und ich habe mich vergraben in finstern Mauern, habe das herrliche Licht gemieden, das Freude dem Herzen bringt. Die Kunst sollte mir Alles sein — ach, die Natur ist doch größer; sie bringt den Menschen seinem Schöpfer näher. Ist mir doch, als ob ich bis jetzt von Nacht umfangen gewesen wäre —"

„Gewiß, gnädigster Herr," sagte gerührt der greise Arzt; „die Nacht der Schwermuth hat sie umfangen gehalten. Oeffnen Sie ihre Brust dem heitern Leben wieder, knüpfen Sie da an die Vergangenheit an, wo sie Ihnen das letzte Glück bot und streichen Sie die Jahre der Trauer von der Tafel der Erinnerung. Vergessen Sie!"

„Wenn ich kann, Doktor! Ach lebte mir der Sohn noch!"

„Die Gattin ist Ihnen erhalten."

„Meine Charlotte, die so viel geduldet hat!"

„Vergelten Sie es ihr, indem Sie sich von nun an dem heitern Leben weihen."

„Das will ich."

„Fragen Sie nach in den Hütten, in den Palästen — Sie finden überall das Leid neben der Freude. Sie haben des Leid's genug gehabt — Noch einmal: vergessen Sie!"

„Ach, lebte mein Sohn noch!"

„Vielleicht! Vielleicht! Vertrauen Sie Gott und dem Herrn Grafen!"

Das Glockengeläute verhallte in der weiten Ferne.

Die Männer gingen Arm in Arm weiter.

„Was bedeutet das Läuten?“ fragte der Fürst.

„Morgen ist's Sonntag.“

„Der Tag des Herrn. Ich werde die Kirche besuchen.“

„Und ich begleite Sie.“

„Sorgen Sie auch, daß Charlotte kommt.“

„Der Graf holt sie.“

„Der Weg führte durch ein Birkenwäldchen, an dem Weiher vorüber und endlich an die Fahrstraße. Ein greiser Landmann, ärmlich gekleidet, kam daher. Ihm zur Seite ging eine alte Frau. Der Mann trug einen schwarzen Flor am Arme, die Frau ein schwarzes Tuch. Sie sahen recht traurig aus die beiden alten Leute. Müde und matt schlichen sie vorüber.

„Halt!“ rief der Fürst, der die Bauern mitleidig betrachtet hatte.

Sie blieben stehen. Der Mann zog seinen Hut. Er kannte den Fürsten nicht.

„Was steht zu Diensten?“ fragte er.

„Woher kommt Ihr, Alter?“

„Von Endorf.“

„Ihr tragt einen Flor am Arm.“

„Ja, lieber Herr.“

Dem Manne traten die Thränen in die Augen. Die Frau weinte laut.

„Wen betrauert Ihr?“

„Wir haben heute unsern einzigen Sohn begraben, der da drüben in den Steinbrüchen verunglückt ist. Ach, der

brave Fritz! Er war schon sechsundzwanzig Jahre alt. Das schmerzt tief, lieber Herr. Fritz war unser Trost, unsere Stütze — er hat uns von seinem Verdienste mitgetheilt. Der Herr hat ihn uns gegeben, der Herr hat ihn genommen; sein Name sei gepriesen!"

„Amen!" flüstertete das weinende Mütterchen.

Balduin war tief erschüttert.

Die trauerten Eltern wollten weitergehen.

„Bleibt noch!" sagte Balduin. „Doktor, leihen Sie mir Ihre Börse."

„Hier ist sie."

Balduin gab sie dem Landmanne.

„Ihr werdet oft von mir Unterstützung erhalten, sollt nicht darben bei Eurem Schmerze um den Sohn. Doktor, sorgen Sie dafür."

Der Fürst reichte dem Bauer die Hand, wandte sich ab und ging weiter. Der Medizinalrath notirte den Namen und den Wohnort des armen Vaters.

In der Villa sagte Balduin:

„Freund, es gibt überall Jammer und Elend! Der schlichte Landmann soll den Fürsten nicht beschämen — ich werde vergessen und auf Gott vertrauen."

„Dann wird Alles gut werden!"

So schloß der Tag vor dem Sonntage.

Neuntes Capitel.

Die Strafe.

Graf Ignaz stattete in dem Forsthause nur einen kurzen Besuch ab. „Ich habe meintn Plan ändern müssen," sagte er zu Albert, „es sind Zwischenfälle eingetreten, die meinen Wünschen zuvorkommen. Und auch Sie werden bald am Ziele sein, mein junger Freund, werd · begreifen, daß ich nicht anders konnte, wie ich gehandelt habe, um für Ihr Bestes zu sorgen."

„Gnädiger Herr, die Papiere Brand's haben sich vorgefunden!"

„Wo?"

Albert erzählte offen, was in dem Häuschen seines verstorbenen Pflegevaters geschehen. Der erstaunte Graf fordert die Papiere.

„Ich habe sie bereits meiner Mutter übergeben."

„Erwarten Sie mich hier. Morgen Früh kehre ich zurück. Ich bringe Ihnen die Mutter mit."

Der Graf bestieg hastig seinen Wagen und empfahl dem Kutscher die größte Eile.

„Schon wieder tritt dieser Reinhardt auf!“ dachte er. „Das Faktotum des Prinzen ist ein furchtbarer Mensch. Diente er mir statt jenem Ewald, er würde längst das Ziel erreicht haben, das mir Mühe und Sorgen macht. Die Saller hat sich zum Morde des Kindes bekannt, Balduin glaubt nicht mehr an das Leben seines Sohnes. — Was kann, was soll nun noch geschehen?“

Der Wagen flog pfeilschnell der Stadt zu, die er mit dem Eintritte der Dunkelheit erreichte. Er hielt vor dem ersten Hotel.

„Bereiten Sie mir ein Zimmer vor!“ rief der Graf dem Wirthe zu.

Dann eilte er, gefolgt von dem langen Josef, durch die Straßen „der Säule“ zu. Bald klopfte er an die Thür Charlottens.

Erstaunt empfing die Dame den Grafen.

Die Tochter, die ihn in dem Forsthause gesehen, grüßte ihn erröthend.

Wir wissen, daß Frau Wolter den Bruder der hochherzigen Benigna in der Villa der Komtesse kennen gelernt hatte.

„Verzeihung, daß ich so spät noch komme!“

„Ich habe mich gesehnt, einen Verwandten Balduins zu sprechen. Wo ist Albert?“

„Beruhigen Sie sich, gnädige Frau; ich habe den jungen Mann diesen Nachmittag gesprochen; er ist in dem Forst=

hause gut aufbewahrt. Von ihm weiß ich, daß Brands Papiere gefunden sind."

„Ich besitze diese Papiere."

„Gott sei Dank!"

Der Graf schilderte die letzte Stunde der Saller und erzählte das Bekenntniß derselben. Er verschwieg aber auch den Eindruck nicht, den die Beichte der Sterbenden auf den Fürsten ausgeübt.

„Die Saller! Die Saller!" rief Frau Wollter. „Auf die Treue dieser Person hätte ich mein Leben verwettet. Der Schrecken über den Raub des Kindes hatte sie krank gemacht —"

„Sprechen wir von der Verbrecherin nicht mehr. Wie steht es nun um den Beweis, daß Albert der Sohn Balduins ist?"

„Brand liefert ihn!"

„Wär's möglich!"

„Die treulose Dienerin hat eine Holzpuppe in die Schlucht geschleudert, und Brand hat mein Kind gerettet — hier sind die Beweise! Und hier ist auch mein Trauschein!"

Sie überreichte die Papiere, die der Graf zitternd prüfte.

Frau Wolter deutete ihm die wichtigsten Stellen in dem Berichte Bands an.

„Das hat Gott gethan!" rief gerührt der Graf. „Der schlichte Verstand und das Rechtlichkeitsgefühl des braven Zimmermanns haben einer höheren Macht gedient! Hätte Brand dem Fürsten und Ihnen nicht mißtraut, so würde

die Saller den beabsichtigten Mord ausgeführt haben. Nun darf und kann ich Balduin sagen: „hier ist Dein Sohn!“

Charlotte erzählte nun die Verheiratung Alberts mit allen Nebenumständen. Ignaz hatte betroffen zugehört.

„Meine Mission ist erfüllt,“ sagte er dann. „Familienangelegenheiten mögen Sie selbst nun ordnen. Der Insinuation Reinhardts glaube ich nicht, Louise ist gut und brav, sie paßt für den bürgerlich erzogenen Albert, der sie aus voller Seele liebt. Auch habe ich ihm versprochen, seiner Verbindung mit der Geliebten nichts entgegen zu stellen. Lassen Sie es nun meine Aufgabe sein, mit dem Prinzen abzurechnen. Mit einer öffentlichen Anklage kann ich, aus Familienrücksichten, gegen ihn nicht auftreten; wohl aber werde ich ihn zwingen, seine Frevelthaten zu bekennen und den Verdacht von Louisen abzuwälzen. Sie, verehrte Frau, mögen sich von nun an dem Arzte Ihres Gemals anschließen, dem treuen Medizinalrathe, von dem der Plan ausging, den Gemüthskranken durch die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches zu heilen. Es war diese Kur ein Meisterstück, mit vielen Sorgen und Mühen verknüpft.“

„Und ich gnädiger Herr, habe die größten Hindernisse bereitet —“

„Aus Edelmuth! Sie wollten das Glück Balduins nicht stören, das er, wie Sie wähnten, in der Verbindung mit meiner Schwester fand. Ueberreichen Sie selbst Balduin die Papiere und führen Sie ihm die Kinder zu. Morgen Früh acht Uhr reisen wir nach der Villa, wo Balduin sehnlichst seiner Gattin harrt.“

So schloß die Unterredung.

„Was wird aus Louisen?“ fragte Charlotte, als der Graf sich entfernt hatte.

Die Mutter antwortete:

„Sie wird später dem Fürsten vorgestellt werden. Bereiten wir die Reise vor, die wir morgen Früh antreten.

Und so geschah es.

„Mutter,“ sagte die Tochter, „unser Geschäft blüht, wir haben Glück gehabt — sollen wir es ohne weiteres aufgeben?“

Das junge Mädchen hatte einen triftigen Grund zu dieser Frage.

Die Mutter begriff diesen Grund.

„Noch können wir keinen Beschluß fassen,“ antwortete sie; „aber beruhige Dich, ich hoffe für Dich in einer Weise sorgen zu können, daß Du Deinem Bruder nicht nachstehst. Georg Rose ist ein braver, junger Mann.“

„Mutter, wenn man mir die Wahl ließe zwischen dem armen Georg und der vornehmen Familie —“

„Wozu würdest Du Dich entschließen?“

„Mit Georg ein bescheidenes, und wenn es sein müßte, ein arbeitsvolles Leben zu führen.“

„Ach ja,“ seufzte die Mutter; „es ist besser als Luxus, der den Neid der Leute erweckt.“

Sie fügte in Gedanken hinzu:

„Wäre Balduin der schlichte Förster geblieben, ich würde die besten Jahre meines Lebens nicht vertrauert haben!“

Es war spät geworden, als man die Vorbereitungen vollendet hatte. Mit dem Schlage acht Uhr am nächsten

Morgen trat der lange Josef, bürgerlich gekleidet, in das Stübchen.

„Gnädige Frau," berichtete er, „mein Herr sendet Ihnen eine Droschke. Sie würden es gewiß billigen, daß die fürstliche Equipage nicht vorfährt — man darf den Leuten nicht zu viel zu reden geben. Sollten Sie es aber dennoch wünschen —"

„Nein, mein lieber Freund, ich bin mit den Anordnungen des Herrn Grafen zufrieden. Daß man uns beobachtet, unterliegt keinem Zweifel."

Sie gingen.

Charlotte verschloß das Stübchen.

Josef öffnete den Wagen und half den Damen einsteigen. Dann setzte er sich zu dem Kutscher, dem er genau das Ziel der Fahrt bezeichnete.

Eine Viertelstunde vor der Stadt hielt die fürstliche Equipage.

Der Graf empfing die Damen.

Die Droschke fuhr nach der Stadt zurück.

Schon nach einer Stunde erreichte die Equipage den Forst. Man befand sich auf fürstlichem Gebiete.

Der Graf saß schweigend an seinem Platze; Frau Wolter war damit zufrieden, daß ein Gespräch nicht unterhalten ward, es bot sich ihr eine Fülle des Stoffs zur Unterhaltung. Wie die Begebenheiten eines Märchens erschienen ihr die Dinge, die sie in letzter Zeit erlebt.

Vor der Bosheit des Intendanten und der Tücke des Prinzen schauderte sie zurück. Wie groß, wie edel stand der arme Zimmermann da, der die Bubenstreiche der beiden

Schurken vereitelt hatte. Sie begriff, wie vorsichtig Brand gehandelt, indem er Albert dem Zimmerhandwerke gewidmet und ihn so den feindlichen Nachstellungen entzogen hatte; sie begriff aber auch die Liebe des Vetters zu dem Sohne, der sich durch körperliche und geistige Bildung weit über seinen Stand erhob. Und auch Charlotte, wie reizend schön war das junge Mädchen geworden, trotz der Entbehrungen und häufigen Nachtarbeiten. Das war ein Glück im Unglücke!

Der Wagen hielt vor dem Forsthause.

Friederike, die mit einem guten Frühstücke gewartet, empfing die Gäste.

„Mutter!“ rief Albert, der herbeieilte und der Dame die Hand küssen wollte.

Sie zog ihn mit zitternden Armen an die Brust. Lange ruhte ihr zuckender Mund auf seiner Stirn.

„Mein Sohn, der letzte Zweifel ist geschwunden!“ sagte sie dann. „Albert ist mir von Neuem geboren, und diesmal werde ich ihn wahrlich nicht wieder verlieren. Charlotte, begrüße Deinen Bruder.“

Das junge Mädchen reichte erröthend dem jungen Manne die Hand.

„So hat mich meine Ahnung doch recht geleitet,“ sagte der Graf zu dem Förster, der sich der Gruppe beigesellt hatte. „Der junge Mann, den Brand mit besonderer Vorliebe erzogen, war kein Findelkind.“

„Der wunderliche Mann!“ fügte der Förster hinzu.

„Des Trauscheins bedarf es nicht mehr,“ sagte Friederike zu Frau Wolter. „Ich bin Zeugin gewesen und werde, wenn es nöthig, beschwören, was unter unserm Dache geschehen.

Und nicht wahr, gnädige Frau, Sie verzeihen mir doch, daß ich damals Balduin Haak nicht verrathen habe, der Sie bis zur Raserei liebte — der Fürst war ja unser Herr, war so gut — und daß er es ehrlich mit Ihnen meinte —"

„Lassen wir das, liebe Frau," unterbrach sie gerührt die erste Gattin des Fürsten. „Führen Sie mich, daß ich die lieben alten Orte noch einmal sehe, wo ich kurze Zeit so glücklich gewesen bin."

„Sie selbst können sich zurecht finden, denn es hat sich wenig verändert in unserem Hause. Ich habe sogar dafür gesorgt, daß Alles blieb wie es war. —"

Frau Wolter eilte die Treppe hinan und betrat das Zimmer, das sie bewohnt hatte. Sie stieß einen Schrei freudiger Ueberraschung aus. Alles fand sich vor, wie sie es vor Jahren verlassen hatte. Die Möbel waren dieselben, sie standen selbst noch an den Plätzen, welche die glückliche Braut ihnen angewiesen. Die altmodische Uhr auf dem Sekretär ließ immer noch ihren wohlbekannten traulichen Pendelschlag hören. Und dort in der Ecke stand der Lehnstuhl, auf dem Balduin Haak so oft gesessen. Auch die Fußbank war noch vorhanden, die eine Stickerei Charlottens zierte. Und dort hing das Bild, das der reisende Maler angefertigt, den schwarzen Holzrahmen hatte Vetter Brand gearbeitet, der zugleich ein geschickter Tischler gewesen. Das Bild war mit einem frischen Epheukranze umwunden. Friederike, die gefolgt war, störte die sinnende Charlotte nicht, die wehmüthig den traulichen Raum betrachtete.

„Wäre Balduin Förster, wäre ich die Försterin!" flü-

flerte Frau Wolter. „Hier hätte ich gern mein ganzes Leben verbracht!"

„Sie trat an das offene Fenster. Auch auf dem Waldplatze hatte sich wenig verändert. Dort war der Waldeinschnitt, aus dem Balduin Haak, ein schönes Pferd reitend, zu kommen pflegte. Dann sprengte er im kurzen Galopp über den Rasen, schwenkte den Hut und sprang gewandt von dem Pferde, dessen Zügel er dem herbeieilenden Jägerburschen zuwarf. Eine halbe Minute später flog der Jäger in das Zimmer und schloß die zitternde Geliebte in seine Arme.

„Ach, die erste Liebe!" dachte weinend die arme Frau, vor deren Geiste sich die beschriebenen Szenen entwickelten. „Man kann sie nicht vergessen, sie geht mit dem Menschen zu Grabe."

Auch den Garten besuchte Frau Wolter. Die Linde, die sie gemeinschaftlich mit Balduin gepflanzt, damals ein schlankes Bäumchen, war ein stattlicher Baum geworden. Die Bank, die sich um den Stamm zog, hatte Brand gezimmert. Sie war verwittert, aber noch fest. Friederike zeigte die Namen „Louise, Louise," die an verschiedenen Orten künstlich eingeschnitten.

„Hier hat Albert oft geträumt!" sagte die Försterin. „Gerade wie Sie, wenn Balduin einmal ausblieb. Ich habe oft meine Betrachtungen darüber angestellt."

Die Frauen kehrten in das Forsthaus zurück.

Man nahm das Frühstück ein, das Friederike servirt hatte. Wir brauchen wohl nicht zu erwähnen, daß Charlotte, die Tochter, dem Bruder hatte von Louisen erzählen müssen.

„Mutter,“ fragte Albert leise. „Sie hatten die Rechtfertigung Louisens übernommen. —“

„Deine Frau, mein Sohn, ist gut und rein; ich bin, nachdem ich die Mutter gesprochen, zu der Erkenntniß gelangt, daß Geiz und Habsucht die Verbindung beschleunigt haben. Liebe und ehre Deine Frau, sie verdient es.“

„Das wußte ich!“ rief der junge Mann. „Frau Gerold, die Frömmlerin, ist der Geiz selbst. Sie wollte den Sohn des Fürsten fesseln. — Ich vertraue fest meiner Louise!“

„Der Mann, der Dein Verderben wollte, verdient keinen Glauben. Nun folge mir, Du wirst den Vater sehen.“

„Wird er auch einwilligen?“

„Er muß wohl, da geschehene Dinge nicht zu ändern sind. Ueberlaß mir die Vermittlung der Angelegenheit.“

Die Gesellschaft ging zu dem Wagen, der an der Thür harrte. Die Förstersleute folgten.

„Wo ist Fabian?“ fragte Albert.

„Der gnädige Herr hat ihn vorausgeschickt nach der Villa,“ antwortete der alte Körner. „Er reitet ein gutes Pferd, muß bald dort sein.“

„Wir scheiden nicht für immer,“ sagte Frau Wolter zu Friederiken. „Ist es irgend möglich, so verbringe ich später einige Tage im Forsthause.“

„Mit Balduin. —“

„Vielleicht!“

Die Equipage fuhr ab.

„Na,“ meinte Jakob Körner, „der Graf gibt sich viel Mühe, Alles ins Gleiche zu bringen. Es ist auch das Beste, was er thun konnte. Ich habe es immer gesagt: der arme

Fürst konnte seine Charlotte nicht vergessen. Die Liebe hatte ihm den Kopf verdreht. Um diesen Kopf wieder zurechtzusetzen, gab es nur das einzige Mittel —"

Friederike legte ihre fleischige Hand auf die breite Achsel des Gatten.

„Jakob," fragte Sie, „wenn Du mich nicht bekommen hättest —"

„Still, ich merke schon, was Du sagen willst."

„Was denn, Alter?"

„Ich wäre nicht halb verrückt geworden. Das steht so fest wie unsere große Eiche im Forste."

„Ja, das glaube ich Dir. Du hättest Dir ein anderes Weib genommen."

„Auch das nicht."

„Nun, was hättest Du denn gethan?"

„Ich hätte den Feind, der mein Glück zerstört, niedergeschossen, und wäre er mein Bruder gewesen. Statt zu lamentiren, hätte ich gehandelt."

Die Frau umarmte den Mann.

„Und was würdest Du gethan haben, wenn nicht Alles nach Wunsch gegangen wäre?" fragte Jakob.

„Ich hätte es wie Charlotte gemacht, hätte geschwiegen und für mich gearbeitet. Einen Andern hätte ich nicht geheiratet. Aber der Fürst hat sich eine andere Frau genommen, — so sind die Männer."

Jakob sah gutmüthig seine Frau an.

„Alte, wäre der Fürst nicht verdreht gewesen, er hätte es anders gemacht. Doch genug, wir sind keine vornehmen Leute und bei vornehmen Leuten ist Alles anders wie bei

uns Geringen. Die erschweren sich das Leben selbst. Gebe Gott, daß Balduin wieder vollständig zur Besinnung kommt; er hat in dem schönen Waldschlosse Tollheiten genug verübt. Der Thurm, den er hat da bauen lassen, ist ein wunderliches Ding."

So plauderten die beiden Gatten noch lange fort.

Die Equipage hatte die Villa erreicht. Die Reisenden stiegen aus und betraten den Salon des Erdgeschosses, wo der Medizinalrath wartete. Der Gemüther Aller hatte sich eine Bangigkeit bemächtigt, die sich deutlich in den Gesichtszügen ausprägte. Der Eintritt der Familie hatte etwas Feierliches und dabei doch etwas Rührendes. Jeder fühlte, daß eine ergreifende Szene stattfinden würde. Der greise Arzt begrüßte zunächst Frau Wolter, der er sich als einen alten Bekannten vorstellte. Sie erinnerte sich des Doktors, der sie behandelt hatte, als sie einst krank gelegen im Waldschlosse. Und derselbe Doktor hatte die Hand des Knaben geheilt, die der Hund verletzt. Die erste Begrüßung erweckte traurige und frohe Erinnerungen.

„Hier ist mein Sohn!" sagte die Mutter. „Wir haben ihn wiedergefunden."

Albert verneigte sich.

„Hat der unglückliche Zufall Folgen hinterlaßen?" fragte freundlich der Medizinalrath. Und zugleich ergriff er die linke Hand des jungen Mannes, die er aufmerksam betrachtete.

„Sie haben Recht!" sagte er lächelnd. „Diese Finger waren sehr zart, als ich sie verband. Wie ich vorhergesagt, so ist es geworden —"

Die Mutter begriff, daß der Arzt die Identität des Sohnes bestätigte.

Wir fügen hinzu, daß Graf Ignaz dem Medizinalrathe bereits Mittheilungen von dem Inhalte der Papiere Brands gemacht und das Bekenntniß der sterbenden Saller vervollständigt und berichtigt hatte. Fabian hatte den Brief überbracht.

„Wo ist Balduin?“ fragte der Graf.

„In jenem Zimmer; er erwartet die Ankunft seiner Familie. Die gnädige Frau selbst mag ihn vorbereiten.“

Die gnädige Frau konnte das Zimmer sehen; sie betrat es hastig und zitternd. Balduin stand an dem offenen Fenster und sah in den Park hinaus.

„Balduin!“

Er wandte sich um.

„Charlotte?“ fragte er mit ungewisser Stimme.

Sie trat ihm näher.

„Hast Du mich nicht erwartet?“

„Ich Thor! Ach, wir sind ja Beide älter geworden. Mein Auge sah Dich im weißen Kleide, jung und blühend. — Mein Haar ist ergraut. — Das ist Dein Blick — Charlotte, Charlotte!“

Er drückte sie, von Rührung übermannt, an die Brust.

„Laß den Kummer schwinden!“ flüsterte sie an seiner Wange. „Ich habe Dich immer geliebt, bin Dir immer treu gewesen!“

„Kannst Du mir denn verzeihen, Charlotte?“

„Ich rechte nicht mit dem Schicksale! Die Vorsehung hat Alles gefügt — wir sind nun vereint, sind wieder glück-

lich! Danken wir dem Himmel für diese Gnade, daß wir des uns wiedergeschenkten Glückes freuen, und die trüben Tage, die hinter uns liegen, vergessen."

„Ach, Du hast so viel gelitten!"

„Ist Dein Herz frei von Jammer gewesen?"

„Nein, nein!"

„Willst Du mich nun aufheitern. Balduin?"

„Wie habe ich Dich verkannt, Du engelgleiche Dulderin! Mir ist, als sei ein Schleier von meinen Augen genommen. Da stehst Du vor mir mit dem seelenvollen Blicke; ich höre Deine liebe Stimme — Charlotte, gehe nicht wieder von mir — der Trübsinn kehrt sonst zurück. Du gleichst der strahlenden Sonne, die Nacht und Nebel verscheucht. — Eine geheimnißvolle Macht geht von Dir aus, die mich wunderbar belebt und kräftigt. — O, leite mich von nun an, ziehe Deine Hand nie wieder zurück —"

„Das will ich, mein lieber, armer Freund! Aber willst Du auch Dich meiner Führung ganz überlassen?"

„Das schwöre ich Dir!"

„Wohlan, so sind wir von Neuem vereint. Daß Du mir ganz vertraust, halte ich für einen Beweis Deiner wiedererwachten Liebe zu mir."

Er hatte beide Hände seiner Gattin ergriffen.

„Charlotte," sagte er bewegt, „ich habe ja nicht aufgehört Dich zu lieben! Sieh', mitunter erfaßte mich ein trüber Geist. — Und Niemand war da, der diesen unheimlichen Gast verscheuchte. Die Tröstungen, die Benigna aussprach, berührten mich wie schneidende Kälte. — Ach, Charlotte! Mein Leben ist zertreten!"

Er fuhr mit der Hand über die bleiche Stirn und wollte sich abwenden.

„Halt, Balduin, was hast Du mir versprochen? Bin ich nicht Dein Weib, habe ich nicht die ersten Rechte an Deine Liebe? Liegt mir nicht die Pflicht ob, Deinen Mißmuth zu zerstreuen? Nicht durch Worte sollst Du mich anerkennen, ich fordere Thaten —“

„Was soll ich denn thun?“

Sie warf sich an seine Brust.

„Liebe mich, wie Du mich einst geliebt hast. Vermagst Du es nicht, nun so laß mich ziehen, ich habe keine Sendung mehr zu erfüllen dem Gatten gegenüber; aber dort warten meine beiden Kinder, deren einzige Stütze ich bin.“

Balduin zuckte zusammen.

„Deine Kinder?“

„Charlotte und Ludwig Albert.“

„Der Knabe ist todt.“

„Er lebt, ein stattlicher junger Mann.“

„Aber das Bekenntniß der Sterbenden —“

„Brand hat die tückische Saller betrogen, sie hat das Contrefait in die Schlucht geschleudert, das Du selbst angefertigt. Die treulose Dienerin mußte sich schuldig wähnen, da sie keine Ahnung von der List unseres braven Vetters hatte.“

Graf Ignaz und der Medizinalarzt traten jetzt heran. Der Graf las die Mittheilungen Brands, so weit sie den Knaben betrafen, und der Arzt bestätigte, daß Albert der verletzte Knabe sei, mithin der gerettete Sohn des Fürsten. Ein Zweifel könne ferner nicht obwalten.

„Ewald! Ewald!“ stammelte der erstaunte Balduin.

Die Fürstin hatte sich entfernt.

Die Kinder an der Hand führend, kam sie in das Zimmer zurück.

Eine gewaltige Erregung hatte sich des Fürsten bemächtigt. Zitternd trat er den beiden jungen Leuten entgegen, die vor ihm niedersanken.

„Ich kann mich nicht fassen!“ stammelte er. „Des Glückes strömt zu viel auf mich ein. Meine Kinder, meine Kinder!“

Wie segnend legte er die Hände auf ihre Häupter. Dann brach er zusammen; aber er verlor die Besinnung nicht. Nur einige Augenblicke dauerte die Schwäche, dann ließ er die Kinder kommen und umarmte sie. Mit tausend Fragen bestürmte er sie; er konnte sich nicht müde sehen an den schönen Zügen der Geschwister, die eine unverkennbare Familienähnlichkeit trugen.

„Danken wir Gott, flüsterte der Arzt dem Grafen zu, „ich hoffe jetzt die volle Genesung des armen Fürsten.“

In dem Hause des Zimmermeisters Gerold herrschte eine bange Ruhe, ähnlich der, die einem Gewitter vorangeht. Louise hatte keine Nachrichten von ihrem jungen Manne und Cöléstine machte sich die bittersten Vorwürfe, daß sie so leichtsinnig das Glück ihrer Tochter auf das Spiel gesetzt. Sie fürchtete, die Insinuationen Reinhardts könnten Gehör gefunden haben. Louise ging nach der Wohnung der Putzmacherin; die Thür war fest verschlossen. Traurig kam sie zurück. Eine gräßliche Angst bemächtigte sich ihrer, als sie auch am zweiten und dritten Tage die Wohnung verschlossen fand.

Die Mutter suchte zu trösten, indem sie anführte, daß es der vornehmen Familie nicht gelingen werde, die Ehe aufzulösen, wenn sie es auch beabsichtigen sollte.

„Warum läßt Albert nicht von sich hören?“ fragte die Tochter.

„Gedulde Dich, wir werden es bald erfahren.“

„Fast möchte ich wünschen, Albert wäre geblieben, was er gewesen —“

„Sei nicht thöricht. Die Leute werden ihre Familienangelegenheiten ordnen und dazu brauchen sie Zeit. Was wolltest Du denn machen, wenn Du nicht getraut wärst?“

Frau Gerold betete diesmal wirklich aus vollem Herzen, daß der Himmel ihre Tochter in Schutz nehmen und die so seltsam abgeschlossene Ehe segnen möge. Louisen verschwieg sie die Insinuation des Intendanten. Die Beschuldigung war zu abgeschmackt, wie sie sich ausdrückte.

Meister Gerold kam um eine ungewöhnliche Zeit heim er war erregt, aber nicht berauscht. Sein Gesicht, sonst geröthet, war heute bleich.

„Schon, Konrad?“ fragte Cölestine, die sich allein befand.

„Ich weiß mir nirgends mehr Rath zu holen; meine Kasse ist leer und morgen habe ich mehrere Wechsel zu zahlen, die ich nicht zurückweisen darf.“

„Gehe zu Reinhardt, er ist ja Dein Freund.“

„Die Zuckerfabrik ist bankerott! Von dort kann ich nicht einen Thaler mehr holen.“

„Ein Prinz macht bankerott?“ fragte Cölestine erstaunt.

„Ich muß Geld schaffen!“ rief der Meister. „Geld, Geld oder ich bin verloren. Die Geschichte mit Albert zieht sich zu weit hinaus. — Ich muß heute Geld schaffen.“

„Mögen die Leute warten, auch wir müssen warten!“

„Das verstehst Du nicht, Frau!“

„Wir laufen nicht davon. Der Schwiegersohn wird Dein Kompagnon. Gut Ding will Weile haben.“

„Aber ein schlechtes Ding nicht. Rücke der alten Wiprecht auf den Pelz, das Weib ist reich; es hat die Kasten voll. Wir haben sie nun so lange gehegt und gepflegt, haben ihre Albernheiten ertragen, haben uns durch Versprechungen hinhalten lassen — das Weib muß helfen.“

„Konrad, ich habe einen Plan —“

„Sprich nicht mehr von Plänen!“ entgegnete kalt der Meister.

„Hättest besser wirthschaften sollen — ich gehe nicht!“ rief Cölestine entschlossen.

Der Meister war leichenblaß geworden.

„Du gehst nicht?“

„Nein.“

„Also auch hier finde ich keine Hilfe? So mag das Unglück hereinbrechen — ich muß in das Zuchthaus wandern!“

„Konrad!“ kreischte die Frau auf.

„Ich habe zwei falsche Wechsel ausgegeben. Ist Geld da, daß ich sie einlösen kann, verläuft Alles gut.“

„Mein Gott! Mein Gott!“ jammerte Cölestine. „Ich habe gebetet, habe den Armen Gutes gethan, habe nie die

Kirche versäumt — und doch verhängst Du ein so maßloses Elend über mich —"

Konrad streckte die zitternde Hand aus, indem er rief: „Da siehst Du, was Du erreicht hast! Schlag auf Schlag hat mich in meinen Unternehmungen getroffen, ich habe weder Glück noch Segen gehabt, trotz Beten und Kirchengehen."

„Diese Schmach! Diese Schmach! Ach, und Louise, das arme Kind!"

Cölestine rang rathlos die Hände.

„Abscheulicher!" rief sie, vor dem Manne stehen bleibend. „Wohin hast Du denn gedacht! Mein schönes Vermögen ist fort, Schulden über Schulden sind da, und nun machst Du noch falsche Wechsel! Die Schande tödtet mich!"

„Schaffe dreißigtausend Thaler, und wir haben nichts zu fürchten."

„Eine solche Summe!"

Cölestine brach in lautes Schluchzen aus. Sie sank auf einen Stuhl. Ihr häßliches Gesicht verzerrte sich zur Fratze. Zwei würdige Gatten saßen sich einander gegenüber. Hätte die arme Louise sie gesehen, die trauernd in ihrem einsamen Stübchen saß!

Frau Gerold erhob sich.

„Mensch," schrie sie, „wohin hast Du das Geld gethan?"

„Frage nicht, sondern schaffe Rath. Eine Stunde warte ich noch, dann —"

„Was wird dann?"

„Du siehst mich nicht wieder!" stöhnte der Meister. „Ehe ich mich als Wechselfälscher vor das Kriminalgericht schleppen lasse, zerschmettere ich mir den Kopf."

Der Meister hatte diese Worte in einem furchtbaren Ernste gesprochen. Er war noch bleicher geworden, als er gewesen. Seine großen Augen glühten in unheimlichem Feuer. Die Verzweiflung schien sich seiner völlig bemächtigt zu haben. Cölestine starrte ihn an.

„Was hast Du da?" fragte sie erschreckt.

„Wo?"

Sie zog rasch aus der Brusttasche des Gatten ein Pistol, dessen glänzender Schaft sich erkennen ließ.

„Konrad!" schrie sie mit tonloser Stimme.

„Laß das; es ist meine letzte Zuflucht!"

„Warte, warte! Ich werde das meinige thun! Aber versprich mir, hier zu bleiben — Du gehst nicht aus dem Hause! Nicht aus dem Zimmer! Vielleicht ist mir Gott gnädig!"

Sie ging und suchte Louise in ihrem Zimmer auf. Die junge Frau saß traurig in der Ecke des Sophas. Erschreckt fuhr sie auf, als die Mutter eintrat.

„Bringst Du Nachricht?"

„Nein. Fasse Dich doch! Morgen wird Albert wohl kommen. Für jetzt gehe zu dem Vater, bleibe bei ihm und sorge dafür, daß er sich ruhig verhalte."

„Du bist so ängstlich, Mutter!"

„Verlaß ihn nicht einen Augenblick, er geht mit schrecklichen Plänen um. Du kennst des Vaters Heftigkeit, seine Unbesonnenheit — laß ihn nicht aus dem Zimmer bis ich

komme. Ich gehe zur Großmutter. Du weißt also, wo ich bin, wenn Du nach mir zu schicken hast."

Cölestine führte die erstaunte Tochter bis an die Thür des Wohnzimmers, dann eilte sie die Treppe hinab und verließ das Haus. Es war schon stark dämmerig, als Grete ihr das Haus gegenüber öffnete. Die schreckliche Magd theilte ihr mit, daß der alte Franz dagewesen sei und sich fast eine Stunde aufgehalten habe. Jetzt wäre Frau Wiprecht allein.

„Ist sonst nichts vorgefallen?"

„Nein. Frau Gerold, wie wird es denn nun?" fragte Grete verdrießlich. „Ich habe das Leben hier recht satt. Die alte Frau wird mit jedem Tage eigensinniger, sie chikanirt mich auf die erbärmlichste Weise, ich mache ihr nichts mehr recht. Da habe ich ihr diesen Nachmittag den Dienst gekündigt."

„Auch das noch!" flüsterte erschreckt die fromme Frau. „Du hast nicht recht gethan, Grete. Hättest Du mich doch zuvor befragt. Warte, ich werde die Sache wieder ins Gleiche bringen, Du darfst nicht fort, sonst kommen wir zu nichts. Gedulde Dich nur — ich sorge für Alles."

„Aber lange darf es nicht mehr dauern!" murmelte die alte Magd. „Ich will nun endlich den Lohn haben für meine Dienste."

Frau Gerold ging langsam die Treppe hinan. Sie preßte beide Hände auf die Brust, als ob ihr der Athem ausbliebe.

„Wie Alles treibt und drängt!" dachte sie grollend. „Die Verhältnisse zwingen mich; ich muß heute zum Aeu-

zersten greifen. Nein, umsonst will ich diese Pein nicht überstanden haben. Dann wird ja wohl endlich Ruhe eintreten."

Auf dem Korridor blieb sie stehen; sie mußte sich erholen. Zitternd klopfte sie nach einigen Augenblicken an die wohlbekannte Thür.

„Herein!" rief die Stimme der Alten.

„Guten Abend, liebe Mama!"

Es brannte schon Licht in dem freundlichen Stübchen.

„Du, Cölestine! Es ist mir lieb, daß Du kommst."

„Warum denn?"

„Ich habe Langeweile, unterhalte mich."

„Das kann geschehen. Sie wissen ja, wie gut ich es mit Ihnen meine."

„Und ich meine es gut mit Dir. Setze Dich neben mich. So! die Abende werden schon lang und kühl. Ich habe in diesem Jahre eine besondere Furcht vor dem Winter. Der unglückliche Fall von der Treppe hat doch Folgen zurückgelassen, die ich noch immer schmerzlich empfinde. Ja, das liebe Alter."

„Liebe Mama, ich muß Sie heute um eine Gefälligkeit bitten!"

„Sprich, mein Kind!"

„Mein Mann braucht dreißigtausend Thaler für das Geschäft."

Die Alte hustete.

„Dreißigtausend Thaler!" rief sie dann. „Eine enorme Summe!"

„Für die Verhältnisse nur klein. Leihen Sie uns das Geld auf einen Monat gegen gute Zinsen."

Frau Wiprecht konnte vor Schrecken nicht sprechen. Sie tastete mit beiden Händen nach der Dose, die auf dem Tische lag.

Dann füllte sie die Nase mit einer gewaltigen Prise.

„Es ist wahr, die Abende werden recht kalt; ich muß zu Bett gehen, denn mich friert!“ lallte sie.

Man hätte glauben mögen, daß sie wirklich Frost empfände. Zitternd bot sie der Freundin die Dose.

„Muß danken für heute! Aber, um wieder auf meine Bitte zu kommen —“

„Kann nicht, meine Liebe, kann nicht! Woher sollte ich wohl so viel Geld nehmen? Hätte ich es, im Augenblicke gäbe ich es Dir. Du weißt ja, daß ich gern gefällig bin. Ich habe durchaus kein bares Geld im Hause. Gerold wird sich wohl anderweit helfen können.“

„Er kann es nicht, und darum muß ich noch einmal inständigst bitten —“

„Ein Wort so gut wie tausend — Es ist ein Ding der Unmöglichkeit! Bete zu dem lieben Gott, daß er Hülfe sende.“

Die Alte wollte aufstehen.

„Bleiben Sie noch!“ bat Cölestine, „Sie haben versprochen, uns zu bedenken —“

„Gewiß, gewiß!“

„Ich spreche heute zum ersten Male eine Bitte aus.“

„Thut mir leid, mein Kind!“

„Ihre Freundschaft zu uns muß doch wohl nicht so groß sein, als Sie immer versicherten.“

„Doch! doch!“

„Wir haben es an Aufmerksamkeiten, selbst an Opfern nicht fehlen lassen — Machen Sie keine Umstände, leihen Sie das Geld und wir bleiben die Alten.“

„Sonst nicht?“

Diese Frage beantwortete Cölestine mit einem „Nein!“ das der Alten Mark und Bein durchschnitt.

„Also aus Eigennutz, nicht aus wahrer Freundschaft hast Du mit mir verkehrt?“

„Die wahre Freundschaft zeigt sich in der Noth, und wir sind in großer Noth. Ich könnte auch den Satz aufstellen: Sie haben uns durch verlockende Aussichten geködert, um sich gefällige Menschen zu schaffen. Wir haben uns ködern lassen. Es thut mir leid, daß ich so sprechen muß.“

„Unerhört! Unerhört!“

Die Alte sank in das Sopha zurück.

„Wir haben über diesen Punkt schon so viel gesprochen,“ meinte Frau Gerold, „daß mir nichts mehr zu erörtern übrig bleibt.“

„Und ich habe mich bereits gegen Louisen abgefunden, werde auch mehr thun, wenn sie den jungen Rose heiratet.“

„Daran ist gar nicht zu denken; diesen Plan geben Sie nur auf.“

„Auch das noch! Cölestine, in diesem Falle kann ich nicht einen Thaler mehr hergeben!“ erklärte Frau Wiprecht bestimmt.

„Das wollen wir doch sehen!“

Bosheit und Tücke blitzten aus den Augen der frömmelnden Frau; sie war plötzlich kurzathmig geworden vor Erregung.

„Mein kleines Vermögen gehört armen Verwandten."

„Ich will es Ihnen besser sagen, Mama. Das Vermögen gehört von Rechtswegen mir. Was ich gehabt, ist durch die Heirat verloren gegangen. Und wer hat meine traurige Heirat zu Stande gebracht? Der selige Wiprecht, der in Gerold ein Genie entdeckt haben wollte. Wir wollen uns ganz kurz erklären, da mir nicht viel Zeit bleibt. Es ist auch gut, daß kein Geheimniß mehr zwischen uns existirt. Sie fürchten den Bruder Ihres Mannes? O, mit dem will ich schon fertig werden. Wegen der Heirat mit dem jungen Rose brauchen Sie sich auch nicht zu ängstigen, denn er weiß nicht, daß Ihr Mann, der damals Küper war, den Weinhändler im Keller erschlagen hat."

„Cölestine."

„Aber ich weiß es, wie Sie hören. Brand und Franz Wiprecht haben auch ein Skelet gefunden und wieder vergraben, als sie die Mauer im Keller aufführten. Nun, bin ich gut unterrichtet?"

„Herr des Himmels, was sprichst Du da?"

„Die reine Wahrheit. Dann hat Wiprecht den armen Rose ausgesogen, daß er bankerott machte und sich schließlich in den Brunnen stürzte, in dem man ihn einige Tage später fand. So stehen die Dinge, meine liebe Mama. Die Welt fragte damals: Wo hat Rose sein schönes Vermögen gelassen? Ich kann diese Frage heute beantworten: Wiprecht hat es durch Drohungen und Ränke an sich gebracht. Nun glauben Sie, es sei Alles ausgeglichen, wenn Louise den jungen Rose heiratet — das ist ein großer Irrthum."

„Laß das! laß das!“ stammelte die Alte. „Louise wird Rosen heiraten.“

„Sie wird ihn nicht heiraten und wenn der Himmel einstürzt. Aber ich werde der Polizei Anzeige machen und einen gewissen Franz Wiprecht als Zeugen aufrufen. Das werde ich, wenn Sie sich weigern, meine Bitte zu erfüllen. Das werde ich, so wahr ein Gott über mir lebt. Wählen Sie nicht lange, die Zeit drängt, ich muß fort.“

Cölestine hatte kalt und energisch gesprochen. Sie erwartete eine besondere Wirkung ihrer Worte.

Frau Wiprecht zitterte nicht mehr. Aus ihren kleinen Augen schossen stechende Blicke und ihre schmalen, farblosen Lippen zuckten wie bei einer Person, die ihren Aerger unterdrücken will.

„Das hätte ich nicht für möglich gehalten,“ flüsterte sie. „Die fromme Cölestine erpreßt Geld, nachdem sie eingesehen, daß ihre Schleicherei nichts nützt.“

Beide Frauen starrten sich mit giftigen Blicken an. Es war eine häßliche, widerwärtige Gruppe, die sie bildeten. In der Alten blitzte noch einmal die Bosheit auf, die ein Grundzug ihres Charakters in der Jugend gewesen.

„Du willst meinen Mann anklagen, Cölestine — Das wird Dir übel bekommen. Gehe zu dem Richter und sage ihm Alles, verschweige ihm nicht ein Wort. O, jetzt zeigt sich Dein wahrer Charakter, der Charakter der frömmelnden Frau. Glaube nicht, daß ich Dich fürchte, dazu habe ich keinen Grund. Aber Du sollst mich fürchten! Ich habe lange geschwiegen und würde für immer geschwiegen haben

— Du zwingst mich, daß ich rede. Und nun will ich reden, da Du anders nicht zu zähmen bist. Ich durchschaue Dich, Du bist eine gefährliche Person. Geld und nur Geld ist Dein Ziel. Du betest des Geldes wegen und gehst in die Kirche des Geldes wegen. Du würdest den Teufel selbst geheiratet haben, wenn er als reicher Mann zu Dir gekommen wäre. So sagte Wiprecht, als er noch lebte, und er hat Dich wohl gekannt. Und nun sage mir, fromme Duldnerin, weißt Du auch, wer den Kaufmann Rose in den Brunnen gestürzt hat?"

„Nein!"

„Ein junger Zimmermann hatte den Brunnen im Hofe reparirt. Es war schon dunkel, als er die Arbeit vollendet hatte. Noch ein Brett fehlte, um den Brunnen ganz zu schließen. Da kam Herr Rose, um nachzusehen — der Zimmergeselle zeigte ihm die solide Arbeit und stieß ihn bei dieser Gelegenheit hinab. Dann schloß er ruhig den Brunnen. Für diesen Liebesdienst erhielt der Geselle tausend Thaler. Am andern Morgen war der Kaufmann verschwunden. Das Gericht kam und sah aus den Büchern, das die Firma Rose längst bankerott gewesen und daß verschiedene Fälschungen stattgefunden.

„Rose ist entflohen oder hat sich entleibt, hieß es. Man verfolgte und suchte ihn. Der Mann war nirgends zu finden. Da wollte der Brunnen nicht mehr gehen. — Und warum ging er nicht, weil der Leichnam des Kaufmanns darin lag. Die Untersuchung ergab, daß er sich während der ersten Reparatur hineingestürzt hatte. So mußten die Leute

glauben, und sie blieben dabei. Das Andere gehört nicht zur Sache. Nur Eins will ich Dir noch sagen: der Zimmergeselle hieß Konrad Gerold und Konrad zwang später meinen Mann, daß er Dich zur Heirat mit ihm bewog. Das habe ich mehr als ein Mal gehört.

„Willst Du nun meinen verstorbenen Mann anklagen, so trete ich gegen Deinen Mann auf, der noch lebt. Frage ihn nur auf's Gewissen, er wird schon antworten. Darum hat er sich immer berauscht und darum ist sein Geschäft schlecht gegangen.

„Jetzt thue, was Du willst, ich werde auch das Meinige thun. Mein Schwager Franz ist damit einverstanden, daß Louise den jungen Rose heiratet, auf diese Weise kommt das Vermögen an den rechten Erben und ich sterbe mit dem Bewußtsein, ein gutes Werk erfüllt zu haben."

Cölestine hatte ruhig zuhören müssen, weil sie zum Sprechen unfähig war. Daß ihren Mann die Bewahrung eines Geheimnisses drückte, hatte sie längst vermuthet; jetzt erkannte sie klar den Grund seines Lebenswandels und seiner verzweiflungsvollen Stimmung. Das Gewissen war erwacht!

„Das ist es!" flüsterte sie nach langer Pause.

„Ich kann nicht anders handeln," sagte Frau Wiprecht; „mein Schwager Franz zwingt mich dazu."

Ein Gedanke stieg in Cölestine auf.

„Wir sind noch nicht fertig!" zischte sie. „Eine Beschuldigung ist bald ausgesprochen, aber nicht bewiesen. Wir sehen uns wieder."

Rasch verließ sie das Zimmer. Als sie die Hausflur

betrat, öffnete Grete die Thür, um den alten Maurergesellen einzulassen, der kalt grüßte und die Treppe hinanstieg.

„Was ist Ihnen, Frau Gerold?“ fragte Grete, die eine Lampe hielt.

„Dieser Mann verdirbt Alles. Schweige, Grete, schweige, vielleicht kann ich noch für Dich wirken. Merke auf das, was dort oben vorgeht. Dringt dieser Franz durch, so haben wir Beide Nichts zu hoffen.“

Sie eilte über die Straße.

„Das käme mir recht!“ dachte Grete, die langsam die Thür schloß. „Ehe ich leer ausgehe, muß ich ein Wort mitsprechen. Auf das Haus in Buchau habe ich nun einmal meinen Sinn gesetzt, und darum muß ich es haben.“

Cölestine traf ihren Mann und ihre Tochter beisammen. Konrad fuhr aus düsterem Sinnen empor.

„Wie steht's Frau?“

„Louise, laß mich mit dem Vater allein.“

Gehorsam ging die Tochter. Kaum hatte sie die Thür geschlossen, als Cölestine vor ihren Mann trat.

„Ich habe kein Geld, Konrad!“

Wie gebrochen sank er zusammen.

„Ist auch keine Hoffnung?“ stammelte er.

„Keine.“

„Woran liegt die Schuld?“

„An Dir! Konrad, das Weib kennt ein Geheimniß aus Deinem Leben, mit dem es droht — hast Du Dich von dem alten Wiprecht mißbrauchen lassen? Gestehe es mir, Deiner Frau!“

Alles Blut war aus den Wangen des Zimmermeisters gewichen.

„Das ist ein gräßliches Weib!“ fuhr die Gattin fort. „Ich kann Nichts mehr unternehmen, wenn Du nicht bekennst, wie Deine Beziehungen zu dem alten Wiprecht waren. Kannst Du Dich rein waschen, Konrad?“

Konrad ließ das Haupt auf die Brust herabsinken. Dabei schloß er krampfhaft die Hände.

„Ruhig, ruhig!“ flüsterte Cölestine, die einen Eklat fürchtete. „Was Dir geschieht, geschieht auch mir. Wir haben Rücksicht auf unsere Kinder zu nehmen. Albert muß Hilfe bringen. Auf dem Vermögen der Wiprecht ruht der Fluch, mag es hinfahren; aber sicherstellen müssen wir uns — Konrad, weißt Du um das Ende des Kaufmanns Rose?“

Der Meister stammelte mühsam:

„Wiprecht war mein Teufel — ich weiß darum!“

Cölestine sank auf einen Stuhl. Noch hatte sie gehofft, daß Konrad leugnen würde, daß die Alte nur einen Verdacht ausgesprochen. Der Gedanke „mein Mann ist ein Mörder!“ durchschnitt ihr die Seele.

„Ich trage wenig Schuld,“ murmelte der Meister. „Das Unglück hat sich halb und halb von selbst ereignet.— Wäre Rose nicht auf das Brett getreten —“

Ein Schauder durchrieselte seinen Körper.

Aber auch Cölestine bebte zusammen. Das Gesicht ihres Mannes hatte sich plötzlich so verändert, daß es einem Sterbenden anzugehören schien. Die Blässe hatte sich in Bleifarbe verwandelt, die großen, starren Augen schienen aus den Höh-

len treten zu wollen und die Haare vor Entsetzen zu Berge zu stehen.

„Konrad, ist Dein Gewissen rein?" fragte Cölestine weinend. „Du bist wohl nicht so schuldig, als die Wiprecht Dich zu machen versucht — antworte mir doch, antworte!"

Der Gefragte schwieg einige Augenblicke. Dann wollte er sprechen; aber nur ein unverständliches Lallen kam über seine zuckenden Lippen. Der starke Mann sank zurück und lag wie leblos. Sein verglastes Auge starrte an die Decke des Zimmers.

„Er ist doch schuldig!" dachte die entsetzte Frau. „Das erwachte Gewissen hat ihn gepeinigt, körperlich und geistig zu Grunde gerichtet. Mein Mann ist ein Verbrecher!"

Jetzt erinnerte sie sich des Attentats auf das Leben der alten Wiprecht. Ein jäher, furchtbarer Schreck erfaßte sie. Wenn das Unternehmen gelungen, wenn die Alte ermordet wäre! Dann stand die Frau mit dem Manne im gleichen Falle. Und hier zeigte sich die Wirkung eines bösen Gewissens, das zwar eine Zeit lang schläft, aber endlich doch sein Richteramt übt. Zum ersten Male betete Cölestine inbrünstig; sie dankte dem Himmel dafür, daß er ihre Hand rein erhalten von Mord.

Der Zustand des Gatten nahm jetzt ihre Aufmerksamkeit völlig in Anspruch. Konrad wimmerte, als ob er Schmerzen empfände. So viel er auch gefragt ward, er konnte nicht antworten. Alle seine Glieder zitterten krampfhaft. Von Zeit zu Zeit hob er die schwere Hand und deutete auf den Mund, dessen Lippen sich dunkelblau gefärbt hatten. Die fleischigen Wangen hingen schlaff herab. Cölestine lief rathlos durch

das Zimmer. Eine nicht zu beschreibende Angst hatte sich ihrer bemächtigt. Sie holte Louisen, die traurig in ihrem Zimmer gesessen hatte. Die junge Frau war gefaßter, als die Mutter, sie sandte sogleich zu dem Hausarzte, der glücklicherweise in der Nähe wohnte.

„Was ist geschehen, Mutter?"

„Du siehst es ja."

„Der Vater war schon den ganzen Abend krank; er phantasirte."

„Verrathe keinem Menschen, was er gesprochen hat."

„Es müssen ihn schreckliche Dinge beschäftigen; er sprach von einem Brunnen und von Rose — ich konnte keinen Sinn bringen in die abgerissenen Worte."

„Bemühe Dich auch nicht; Fieberphantasieen entbehren der Wahrheit, und Dein Vater ist recht krank."

Mit Hilfe der Magd brachte man den Kranken zu Bett. Der Arzt kam. Nachdem er untersucht, gab er den Ausspruch: „ein starker Schlagfluß habe den Kranken getroffen. Man könne sich darüber nicht wundern," fügte er hinzu, „da der Meister von jeher dazu geneigt gewesen." Nun wandte er die Mittel an, welche die Wissenschaft vorschreibt. Der Meister lag regungslos in seinen Kissen. Es war spät, als der Arzt sich entfernte. Louise begleitete ihn zur Thür. Als sie wieder schließen wollte, rief eine Stimme:

„Halt!"

Ein Mann, in einen Mantel gehüllt, trat ein.

„Albert!"

„Louise!"

Sie lagen einander in den Armen. Beide weinten.

„Nun weiche ich nicht mehr von Deiner Seite!“ sagte der junge Mann. „O, verzeihe mir, daß ich Dich habe warten lassen. Einen Brief wollte ich nicht senden, wollte selbst kommen und Dich überraschen.“

„Deine Eltern, Albert —“

„Wissen Alles. Meine Familienangelegenheiten sind geordnet, ich kann nach Gefallen mir den Stand wählen. Und so bleibe ich Architekt und Dein treuer Mann.“

Sie gingen in das Wohnzimmer, wo Cölestine den Schwiegersohn empfing. Man unterrichtete ihn von der plötzlichen Krankheit des Meisters.

„Er mag sich Ruhe gönnen,“ sagte der eifrige Albert. „Ich übernehme die Geschäfte und werde für guten Fortgang sorgen. Mit ist ja Alles bekannt, der ich so lange bei dem Meister gearbeitet habe. Kann ich ihn sehen? Weiß er, daß ich sein Schwiegersohn bin?“

„Er weiß Alles!“ versicherte Cölestine. „Sie sind ihm, wie mir, herzlich willkommen. Ist doch das Glück unserer lieben Louise gesichert.“

„Das ist es!“ rief Albert mit Stolz. „An meiner Liebe wird sie wohl nicht zweifeln und darum auch nicht an meinen Willen, sie glücklich zu machen. Freilich, mit dem guten Willen allein ist es nicht abgethan, aber ich bringe auch die Mittel mit, den Willen zu bethätigen. In dieser Brieftasche ist eine Anweisung auf hunderttausend Thaler, die ich bei dem ersten Bankhause der Stadt beheben kann. Genügt dieses Kapital nicht als Einlage in das Geschäft, so kann ich in kurzer Frist über ein ähnliches verfügen.

Louise, Du warst die Braut des Armen, jetzt bist Du die Frau des Reichen. Ich lege Alles, Alles in Deine Hand!"

Frau Cölestine wandte sich weinend ab. Der Mann, den sie verfolgt hatte, ward jetzt ihr Retter. Das war eine Strafe, die ihr tief zu Herzen ging. Zitternd führte sie den Schwiegersohn an das Bett des Kranken, der noch so viel Besinnung hatte, daß er den jungen Mann erkannte und ihm die matte Hand reichte.

„Vater! Vater!" rief Albert gerührt. „Pflegen Sie der Ruhe, ich sorge für das Geschäft."

Der Meister nickte mit dem Kopfe. Ein Strahl von Freudigkeit zeigte sich in seinem welken Gesichte. Dann deutete er auf seine Frau, als ob diese statt seiner Mittheilungen machen sollte.

„Die Krankheit überrascht ihn," sagte Cölestine; „er hat morgen ein Geldgeschäft zu ordnen —"

„Ich besitze Mittel, hunderttausend Thaler; werde Alles ordnen. Verhalten Sie sich ruhig, lieber Vater!"

Den Augen des Kranken entrangen sich Thränen. Die Großmuth Alberts war eine Strafe, die ihn härter traf, als die Krankheit selbst.

Die beiden jungen Leute entschlossen sich, die Nacht bei dem Vater zu wachen. Auch Cölestine ging ab und zu. Als der Morgen dämmerte, regte sich der Kranke. Louise, die glaubte, er habe geschlafen, eilte an das Bett. Der Vater starrte sie mit großen Augen an.

Ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust, das Haupt neigte sich langsam zur Seite — Meister Gerold war verschieden. Louise rief um Hilfe, auch der Arzt wurde

geholt. — Es war zu spät. Ein zweiter Schlaganfall hatte das Leben des Meisters geendet. Der Arzt versicherte, daß Herr Gerold nie wieder die Sprache erlangt haben würde, selbst wenn eine Wiederholung des Schlages nicht eingetreten wäre.

„Das hat Gott gethan!" dachte Cölestine. „Mein Mann hatte doch wohl kein reines Gewissen."

Schaudernd betrachtete sie die entstellten Züge des Todten. Eine Ahnung stieg in ihr auf von dem wahren Wesen des allgewaltigen, ewigen Gottes, der durch Beten und Singen sich nicht täuschen läßt, von dem Gotte, der Herz und Nieren durchschaut. Zitternd flüsterte sie: „Allmächtiger, gehe nicht mit mir in's Gericht, ich bin eine große Sünderin gewesen!"

Albert und Louise standen Hand in Hand neben der Leiche. Beide wiederholten im Stillen das Gelübde, das sie dem Pfarrer abgelegt.

Gegen acht Uhr betrat Albert den Zimmerplatz und verkündete den Arbeitern den Tod des Meisters. Zugleich zeigte er an, daß das Geschäft unter seiner Leitung ungestörten Fortgang haben werde. Als die Mittagsglocke schlug, waren die Wechsel des Verstorbenen eingelöst. Albert hatte die Ehre seines Schwiegervaters gerettet, ohne es zu wissen.

Am dritten Tage ward die Leiche zur Gruft bestattet. Frau Wiprecht bezeigte ihre letzte Theilnahme dadurch, daß sie eine prachtvolle Todtenkrone auf den Sarg legte.

Abends, als die Hinterbliebenen still in dem Zimmer saßen, trat der alte Maurergeselle Franz Wiprecht ein. Cö-

lestine und Louise kannten ihn schon. Er wandte sich an die junge Frau.

„Nehmen Sie Ihr Geld zurück," sagte er bewegt, „es gebührt mir nicht. Hätte ich die wahre Absicht gekannt, in der Sie es mir überreichten, ich würde es nicht angenommen habgn. Meine Schwägerin hat mich zu ihrem Testamentsvollstrecker ernannt. — Ich habe Ihren braven Sinn erkannt — nicht von Frau Wiprecht, sondern von Ihnen kam das Geld. Mir genügt es, wenn ich meine alten Tage vor Sorgen und Noth schützen kann. Mit Georg Rose werde ich mich abfinden, so gut es gehen will."

Er trat zu Frau Gerold.

„Der Meister ist todt!" flüsterte er. „Dort oben wird er sich verantworten müssen; wir aber verzeihen ihm. Zürnen sie meiner Schwägerin nicht — sie stand zwischen zwei Feuern. Nun ist Alles vorbei, ich ordne alle Angelegenheiten und mache nach Kräften gut, was zwei Verstorbene übel gemacht."

Dann entfernte sich der Alte. Er ließ dasselbe Portefeuille sammt Inhalt zurück, das Louise ihm einst überbracht hatte.

„Nimm Du es!" sagte die junge Frau zu ihrem Gatten, nachdem sie den Zusammenhang der Dinge erzählt hatte.

„Das hast Du gethan?" rief Cölestine erstaunt.

Sie bediente sich eines Vorwandes, um die Mutter nicht zu kränken.

„Ja, Mutter!"

„Warum denn? Warum denn?"

„Weil ich nicht wollte, daß die hartherzige Wiprecht ihren Schwager schlecht behandelte. Der arme, alte Mann dauerte mich.

„Recht so!“ rief Albert. „Jeder guten That folgt der Lohn auf dem Fuße. Ich behalte das Geld, denn die Frau hat auch gegen ihren Bruder gesündigt — es soll unserm Geschäfte zu Gute kommen.“

Frau Cölestine war zufrieden, sie schloß, daß ihre Kinder den ganzen Umfang der gegen die Wiprecht gesponnenen Intriguen nicht kannten.

Von nun an gingen die Geschäfte des verstorbenen Zimmermeisters in musterhafter Ordnung fort. Anfangs wunderten sich die Leute über den Schwiegersohn, der wie aus der Luft gefallen erschien; später aber sagten sie sich, der verschwiegene Meister Gerold hat schlau die Heirat vorbereitet, denn einen bessern Nachfolger hätte er nicht finden können. Von den Familienschicksalen Alberts hatte Niemand eine Ahnung.

Frau Cölestine tröstete sich bald über den Tod des Gatten, denn sie hatte ihn nicht geliebt, geschweige denn geachtet.

Eines Tages erschien Charlotte bei Louisen. Die Freude des Wiedersehens war eine stürmische.

„Wo ist mein Bruder?“

„In dem Bureau auf dem Zimmerplatze.“

„Weiß er sich in die Geschäfte zu finden?“

„So gut, als ob er sie seit Jahren geführt hätte!“ antwortete Louise mit Stolz.

„Das wollte die Mutter wissen. O, wie wird sie sich über diese Nachricht freuen."

„Und der Vater?"

„Er sieht es gern, daß sein Sohn eine bürgerliche Beschäftigung treibt. Auch mir hat er erlaubt, meinem Georg die Hand zu reichen. Die Mutter vermag Alles über ihn. Die Firma „Georg Rose" soll eine der ersten in unserer Stadt werden. Ach," fügte Charlotte hinzu, „der arme Fürst ist doch recht zu beklagen."

„Warum denn?"

„Mitunter wird er so trübsinnig, daß ihn nichts zu erheitern vermag. Dann kommt er mir unheimlich vor. nannte ich ihn Vater, so blickte er mich schmerzlich an und versank in trübes Sinnen. Er ward nach und nach gleichgiltig gegen seine Kinder. Aber die Mutter mußte stets in seiner Nähe bleiben, sie ist ihm unentbehrlich geworden."

„Was wirst Du beginnen, Charlotte?"

„Ich bleibe so lange bei Euch, bis Georg mich heimführen kann; vorausgesetzt nämlich, daß Ihr mich aufnehmt."

„Albert wird Deine Angelegenheiten ordnen. Schwester, bleibe bei uns."

Und so geschah es auch. Frau Cölestine war hoch erfreut, daß die Schwester ihres Schwiegersohnes den Georg Rose heiraten konnte; zumal Franz Wiprecht dem jungen Paare ein ansehnliches Hochzeitsgeschenk machte, das er im Namen der Schwester Brands überreichte.

Georg Rose gründete mit der Aussteuer seiner Gattin ein Handlungshaus, das noch jetzt zu den ersten der Stadt zählt.

Albert, der den Namen seines Pflegevaters beibehielt, zeichnete sich als Zimmermeister und Architekt aus; er verwendete die ihm gewordenen Kapitalien mit Vorsicht und Umsicht.

Das Glück war dem jungen Manne günstig; einige bedeutende Spekulationen, die Meister Gerold begonnen, gelangen; der Meister gewann große Summen. Georg Rose, der gewiegte Kaufmann, brachte die Zuckerfabrik an sich, als der Prinz seine Insolvenz anzeigte.

Reinhardt würde unfehlbar das schöne Grundstück erstanden haben, wenn ihn ein unvorhergesehener Zwischenfall nicht daran gehindert hätte.

Epilog.

Es war zu Anfang des Winters.

In der Fabrik hatte man einen neuen Apparat aufgestellt, den Reinhardt aus Belgien hatte kommen lassen. Die Fabrikation sollte dadurch beschleunigt und das Fabrikat selbst besser werden als zuvor.

Der Intendant ging von dem Grundsatze aus, daß jede Verbesserung ihm später zu Gute kommen müsse. Von dem in Belgien erfundenen Apparate versprach er sich großen Gewinn.

„Nun, Reinhardt, wann ist Hochzeit?“ fragte der Prinz eines Morgens, als der Intendant zur gewöhnlichen Besprechung der Tagesangelegenheiten in das Zimmer trat.

Es lag ein nicht zu verkennender Hohn in dieser Frage.

„Die Braut ist verschwunden, gnädiger Herr.“

„Vielleicht hat sie Balduin geholt.“

„Möglich. Man sagt, Durchlaucht residire wieder im Waldschlosse und drechsle und schnitze nach Herzenslust.“

„Und die Kinder?“

„Der Zimmermeister Albert Brand arbeitet mit den Mitteln seines fürstlichen Vaters — o, das ist wohl zu begreifen! Gerold war dem Ruine nahe.“

„Wie ich es bin!“ sagte der Prinz. „Die Gläubiger werden unverschämt. Reinhardt, was beginnen wir?“

„Wir reisen nach dem Waldschlosse, drohen Herrn Balduin mit der Anzeige seiner Doppelehe und bitten uns die nöthigen Summen aus, wenn die Denunziation unterbleiben soll. Es ist dies unsere letzte Zuflucht. In spätestens acht Tagen wird die Fabrik mit Sperre belegt sein.“

Man sieht, Reinhardt wollte den letzten Schlag auf Charlotte führen.

Der Prinz war damit einverstanden. Es gab ja keinen andern Ausweg, so schnell als nöthig die erforderlichen Kapitale zu beschaffen. Der Angriffsplan auf den Fürsten sollte näher besprochen werden.

„Wie steht es mit dem neuen Apparate?“ fragte Ewald.

„Sie können ihn in Thätigkeit sehen, gnädigster Herr. Er wird diesen Morgen zum ersten Male verwendet.“

„Gut. Und Sie glauben, daß er gewinnbringend sein wird?“

„Wir gewinnen an Zeit und Arbeitskräften. Begleiten Sie mich, gnädigster Herr, und Sie werden ein interessantes Schauspiel haben.“

„Der Gedanke ist nicht schlecht; mich plagt die Langweile."

Der Intendant half seinem Herrn den Pelz anziehen. Der gute Prinz war diesen Morgen so schwach, daß er sich des Armes Reinhardts bedienen mußte, um aus dem Herrenhause über den Hof in das Fabriksgebäude zu gelangen.

„Die Belgier sind betriebsame Menschen," sagte er lächelnd, als er den großen Raum des aus Stein aufgeführten Gebäudes betrat. „Was kostet der Apparat?"

„Achttausend Thaler, gnädigster Herr."

„Und wo ist er aufgestellt?"

„In jener Abtheilung der Fabrik."

Die Arbeiter grüßten den fürstlichen Prinzipal, der am Arme des Intendanten hing. Keiner von ihnen beneidete den abgelebten Mann. Der Faktor, ein bärtiger Mann, trat dem Paare entgegen.

„Zeigen Sie uns den Apparat!" befahl Reinhardt.

Der Faktor öffnete die Thür, die er schloß, als die Herrschaft eingetreten. Das neue Instrument durfte nicht ein Jeder sehen, es war noch Geheimniß.

„Erklären Sie!" befahl Reinhardt. „Doch, was ist das?" fragte er plötzlich.

Am Boden lagen vier Arbeiter ausgestreckt.

„Die Menschen schlafen!" rief der Faktor, indem er die Schläfer rüttelte und bei Namen rief.

Diese aber regten sich nicht. Ihre Gesichter sahen entsetzlich bleich aus, ihre geöffneten Augen waren gebrochen. Der starke Faktor bebte zusammen.

„Todt! Todt!" murmelte er.

Er rief andere Arbeiter, die dort auf einer Bank saßen. Auch diese bewegten sich nicht.

„Mir wird unheimlich!" stammelte der Prinz. „Führen Sie mich zurück, Reinhardt!"

Beide suchten die Thür zu erreichen.

„Oeffnen Sie doch ein Fenster!" rief der Intendant.

Der Faktor wollte eine Treppe ersteigen; wie ein Trunkener tappte er mit den Händen, dann brach er neben der Gruppe der vier Arbeiter zusammen.

Ewald und Reinhardt schleppten sich der Thüre zu.

„Mir wird schwarz vor den Augen!" stammelte der Prinz. „Reinhardt, ich sehe Sie nicht mehr!"

Reinhardt ließ den Arm seines Chefs los, der zu Boden sank; er schleppte sich bis zu der Thür, die der Faktor fest verschlossen hatte. Er wollte klopfen, die Kraft fehlte ihm.

„Reinhardt! Reinhardt!" stöhnte Ewald. „Zu Hilfe! Zu Hilfe!"

Der Intendant taumelte noch einige Augenblicke durch den Raum, dann sank er neben dem Prinzen nieder, der zwei Schritte von den Arbeitern auf den Steinen lag.

Tiefe Stille herrschte in der Fabrik; unter dem Apparate knisterte das Steinkohlenfeuer. Erst nach einer Stunde schlugen ängstliche Arbeiter die Thür ein; sie fanden vierzehn Leichen, die durch Gas, das dem schlecht verwendeten Apparate entströmt, getödtet waren. Herr und Diener ruhten neben einander.

Die Arbeiter meist Familienväter, lagen in gräßlichen Gruppen zerstreut. Die Unkenntniß des Faktors hatte ein

namenloses Unglück angerichtet, zugleich aber auch ein Strafgericht über zwei raffinirte Verbrecher verhängt. Was Graf Ignaz aus Familienrücksichten vermieden, hatte das Schicksal unternommen und ausgeführt. Die Bemühungen der Aerzte blieben ohne Erfolg.

Eine Stunde später ward die Fabrik von Obrigkeitswegen geschlossen und nur dann erst wieder eröffnet, als Georg Rose sie gekauft hatte. Von dem Vermögen Reinhardts war keine Spur zu finden, obgleich eine genaue Revision der Bücher ergab, daß er durch Betrug große Summen an sich gebracht.

Als die Kunde von dem Tode des Prinzen dem Fürsten gebracht wurde, rief dieser aus:

„Gott hat ein furchtbares Strafgericht geübt; Ewald war ein Verbrecher; möge ihm Gott verzeihen, wie ich ihm verzeihe!“

Bewegt schloß der arme Fürst seine Charlotte in die Arme, die ihn zärtlich pflegte.

Zwei Jahre später starb der Fürst in dem Waldschlosse Sein Gemüthsleiden hatte selbst die liebende Charlotte nicht heilen können. Fürstin Benigna eilte herbei. An der Leiche des Gatten reichte sie Charlotten die Hand.

„Wir konnten ihn nicht retten!“ sagte sie weinend. „Empfangen sie den Dank einer unglücklichen Fürstin. Ich habe ihn wahr und treu geliebt.“

So trennten sich die beiden Frauen, die gewetteifert hatten, durch Muth und Ergebenheit ihre Liebe zu beweisen.

Benigna regierte, unterstützt von Ignaz, mild und gerecht das Ländchen, dessen Bewohner ihre Fürstin aufrichtig lieben und verehren. Charlotte fand Trost bei ihren Kindern, in deren Nähe sie fortan lebte.

Frau Cölestine söhnte sich mit der alten Wiprecht aus; sie wohnte bei ihr und pflegte sie, um die Vergangenheit vergessen zu machen.

Franz, der Maurergeselle, existirte ruhig von den Zinsen eines Kapitals, das er in Alberts Geschäft angelegt.

Grete war in ein Spital gegangen. Das Häuschen in Buchau erhielt die treue Else zum Geschenk.

Fabian, der Freund Alberts, blieb in dem Hause des Zimmermeisters, um endlich von seinem Dienste auszuruhen.

Louise, die Braut des Armen, war die geachtete und glückliche Gattin des ersten Architekten der Stadt.

Der alte Förster Körner verblieb in dem Forsthause, wo er alljährlich die beiden Fürstinnen für einen Tag bewirthete.

Ende des Romans.

Druck von Heinrich Spitzer in Wien.